

Michael Matheus (Hrsg.)

Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit

Institut für
Geschichtliche Landeskunde
an der Universität Mainz e.V.

Mainzer
Vorträge

5



Franz Steiner Verlag Stuttgart

Mainzer Vorträge

5

Herausgeber:
Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz

Michael Matheus
(Hrsg.)

Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit

Mit 39 Abbildungen



Franz Steiner Verlag Stuttgart · 2001

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit
/ Michael Matheus (Hrsg.). - Stuttgart : Steiner, 2001
(Mainzer Vorträge ; 5)
ISBN 3-515-07727-8



ISO 9706

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen. Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier. © 2001 by Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart. Druck: Rhein Hessische Druckwerkstätte, Alzey.

Printed in Germany

Inhalt

Einleitung	7
Klaus Peter Goethert	
Badekultur, Badeorte, Bäderreisen in den gallischen Provinzen.....	11
Birgit Studt	
Die Badenfahrt. Ein neues Muster der Badepraxis und Bade- geselligkeit im deutschen Spätmittelalter	33
Martina Bleymehl-Eiler	
„Das Paradies der Kurgäste“ – Die Bäder Wiesbaden, Langen- schwalbach und Schlangenbad im 17. und 18. Jahrhundert.....	53
Christoph-Hellmut Mahling	
„Residenzen des Glücks“. Konzert – Theater – Unterhaltung in Kurorten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.....	81
Hermann Sommer	
Stationen eines Kurbads im 19. Jahrhundert – Bad Ems.....	101
Verzeichnis der Autoren	133

Einleitung

Die Erforschung der Geschichte von Bade- und Kurorten sowie die Beschäftigung mit der wechsellvollen Entwicklung von Badekultur und Badeleben zählen zu den Themen, welche Geschichts- und Kulturwissenschaften eher am Rande interessieren. Solche auf den ersten Blick randständige Themen erweisen sich vielfach jedoch als außerordentlich interessante und aufschlußreiche Arbeitsfelder. Die Mainzer Universität kann immerhin darauf verweisen, daß hier die Beschäftigung mit der Badekultur keine Eintagsfliege darstellt. Zu nennen sind etwa historische Arbeiten zum Badewesen in Südwestdeutschland 1550 bis 1840 (M. Bitz), und ferner zu den Badeorten Wiesbaden und Bad Ems (M. Bley-mehl-Eiler, R. Pasewald, H. Sommer).

Das Institut für Geschichtliche Landeskunde hat 1999 seine jährliche Veranstaltungsreihe dem Thema gewidmet: Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit. In interdisziplinärem Zugriff wurden Ergebnisse der Geschichtswissenschaft, der Archäologie, der Musikwissenschaft sowie der Medizingeschichte vermittelt. Die Erträge dieser Veranstaltungen werden im vorliegenden Band publiziert. Leider fehlt der medizinhistorische Vortrag. Ohnehin können im Rahmen einer Vortragsreihe lediglich einige Facetten des breiten kulturgeschichtlichen Themenspektrums erörtert werden. Die Beiträge beleuchten vornehmlich an Beispielen im Süden und Westen Deutschlands sowie angrenzender Regionen Traditionen sowie wichtige Etappen und Innovationen in der Geschichte des Badewesens.

Das Thema der Badekultur insgesamt kann keineswegs als gut oder gar abschließend erforscht gelten: hier – das zeigen auch die vorliegenden Studien – bieten sich einer Vielzahl historischer Disziplinen noch vielversprechende Forschungsaufgaben. Ein Anstoß zu solchen Forschungen könnte auch aus der aktuellen Situation der Kur- und Heilbäder erwachsen. Viele von ihnen befinden sich seit den 1997 verordneten Sparmaßnahmen in einer wirtschaftlich schwierigen Lage. Die bis dahin gewohnte staatlich abgesicherte Auslastung fiel weg, die Übernachtungszahlen in den deutschen Heilbädern und Kurorten sanken drastisch und seitdem fehlen jährlich in den Kassen mehrere Milliarden Mark bzw. Euro. Seit einigen Jahren versuchen viele Kurdirektionen – und etliche auch mit Erfolg – nach dem Ausbleiben klassischer Kurpatienten mehr selbstzahlende Besucher anzuwerben. Es spricht viel dafür, daß solche Versuche von Erfolg gekrönt sein können, denn zumindest gutverdienende Menschen dürften durchaus bereit sein, Geld auszugeben, um körperlich und geistig fit zu werden bzw. zu

bleiben. Offenkundig werden solche Bemühungen nicht zuletzt durch das Image behindert, das manchen Kurorten immer noch anhaftet, ein Image, das von kränkelnden Menschen und klinischer Strenge, zu wenig jedoch von einem Bemühen um Gesunderhaltung geprägt wird, das Lebensfreude und Genußmöglichkeiten einschließt. In vergangenen Jahrhunderten war dies durchaus anders. Dazu nur ein Beispiel: Als der berühmte Humanist und Handschriftensammler Poggio Bracciolini (1380-1459) als Sekretär des Papstes 1417 zum Konzil nach Konstanz kam, nutzte er diesen Aufenthalt nicht nur zu Recherchen in den umliegenden Bibliotheken auf der Suche nach antiken Texten, sondern besuchte auch einen nahegelegenen Badeort in der heutigen Schweiz (Baden im Aargau): In einem seiner (als kulturgeschichtliche Quellen wichtigen) Briefe schreibt er: „Cyria [also die Venus]... sei in diese Bäder gekommen; so sehr hält man hier auf die Gebräuche der Göttin, so sehr findest du da ihre Sitten und losen Spiele wieder.“ Als Poggio zu einem Fest eingeladen wird, zögert er, und zwar „nicht aus Schüchternheit, die man hier für Faulheit oder bäurisches Wesen hält, sondern weil ich die Sprache nicht verstand; denn es kam mir abgeschmackt vor, daß ich stumm und sprachlos zwischen Schönen einen ganzen Tag nur mit Essen und Trinken zubringen sollte. Zur höchsten Lust mangelt nämlich die Unterhaltung durch Gespräche, die denn doch unter allen die vorzüglichste ist.“ Spätere Leser der Werke des witzigen und schlagfertigen Poggio haben dem italienischen Humanisten vorgeworfen, er habe sich genußsüchtig zu sehr an freizügiger Sittenlosigkeit erfreut. Freilich geht es Poggio nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie um die Beschreibung des Badeortes. Er schildert das Bad als „locus amoenus“, als ein Paradies, in das er mitsamt dessen erotischen Aspekten seine Leser entführen will. Wie aber kann heute – und damit ist das genannte Imageproblem angesprochen – ein Badeort zum „locus amoenus“ stilisiert und als solcher vermittelt werden?

Bei der Suche nach Wegen, unter veränderten Bedingungen die Attraktivität von Kurorten zu steigern, kann die faszinierende kulturgeschichtliche Tradition von Bädern und Badeorten Orientierung und Anregung bieten. Die Pflege des menschlichen Körpers mittels Medien wie Wasser, Luft, Schlamm und Moor war und ist in zahlreichen Kulturen ein wichtiges, vielfach auch mit kultischen Bezügen verknüpftes Anliegen. Mit Blick auf die Vielfalt der entsprechenden Praktiken und der mit ihnen verbundenen Einrichtungen kann nicht immer klar zwischen reinigenden und therapeutischen Zwecken unterschieden werden. Schon von diesen gleitenden Übergängen her werden die vorliegenden Studien das Phänomen des Badewesens nicht allein aus der Sicht der modernen Kurorte und Heilbäder beleuchten, sondern auch heute nicht mehr bekannte Badeformen berücksichtigen. Der Blick zurück macht etwa deutlich, daß Badeorte auch früher

schon in einem heftigen Konkurrenzkampf miteinander standen. Wollten sie Gäste anlocken, mußten sie stets ihre traditionellen Vorzüge und Stärken engagiert vermitteln, durften sich aber zugleich nicht neuen attraktiven Wegen verschließen. Auch deshalb verweisen Formen und Wandlungen der Badegewohnheiten immer auch auf spezifische Befindlichkeiten der jeweiligen Gesellschaft. Die Vergangenheit kann zwar keine fertigen Rezepte für heutige Probleme vermitteln. Der Blick zurück dürfte aber doch helfen, die aktuellen Schwierigkeiten gelassener einzuschätzen und mit Mut und Engagement neue Wege zu gehen.

Danken möchte ich allen, welche die Durchführung der Vortragsreihe sowie die Drucklegung des Vortragsbandes ermöglicht haben: Der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und der Mittelrheinischen Treuhand GmbH, Wirtschaftsprüfungsgesellschaft – Steuerberatungsgesellschaft, Koblenz. Dank gilt schließlich meinem Mitarbeiter am Mainzer Institut, Herrn Dr. Elmar Rettinger, für seine Mühen bei der Drucklegung.

Mainz, Oktober 2001

Michael Matheus

Klaus-Peter Goethert

Badekultur, Badeorte, Bäderreisen in den gallischen Provinzen

Einen Vortrag über Bäderreisen in den gallo-römischen Provinzen zu halten, wie dies ursprünglich im Rahmen des Gesamt-Vortragsprogrammes gedacht war, ist ein reizvolles Unterfangen, doch stößt diese Themenstellung auf Schwierigkeiten, da Berichte über Bäderreisen im eigentlichen Sinne für unsere Gegend – das heißt die Nordwestprovinzen, ja selbst für das gesamte Imperium Romanum nicht vorliegen. Ich meine damit lebensvolle Reisebeschreibungen wie sie zum Beispiel in der wirklich lesenswerten Schilderung Michel de Montaignes vorliegen. Das Tagebuch der Jahre 1580 und 1581 ist zwar erst 1774 ediert worden, aber zweifellos authentisch. Eindringlich schildert uns der Kranke seine Leiden und seine Bemühungen, diese durch Besuche zahlreicher Kurorte zu lindern. Gewiß, die Existenz vieler Kurorte, die zumeist auch Heiligtümer des Asklepios beziehungsweise des Aesculapius waren oder, im keltischen Kulturraum, Apollonheiligtümer, ist durch reichlich fließende Quellen bekannt, und es existiert ja auch noch der uns so nahegehende Brief Senecas über seine Erlebnisse im Kurort Baiae. Aber Reisebeschreibungen sind dies natürlich alles nicht und ob Senecas Erfahrungen ohne weiteres in den hiesigen Kulturraum übertragen werden dürfen, müßte geprüft werden.

Außerdem bin ich Archäologe. Im Vordergrund meines Interesses liegt folglich die monumentale oder – bescheidener ausgedrückt – die dingliche Überlieferung des Altertums, wobei ich freilich die schriftliche nicht ausgeklammert wissen will. Im Vordergrund eines Vortrages steht für mich daher das Bad als Gebäude; die literarische Überlieferung muß zwangsläufig in dessen Schatten treten.

Das Thema mußte also geändert werden und erhielt seine allgemeine Formulierung: Badekultur, Badeorte, Bäderreisen in den gallischen Provinzen.

Wie der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführte Begriff „gallo-römische“ Kultur besagt, treffen in Nordwesteuropa Gegebenheiten zweier Kulturräume zusammen, ergänzen sich, lösen sich ab, überlagern sich. Je nach Ort und Zeit sind zahllose Varianten dieser Beziehung unter dem Oberbegriff der Romanisierungsforschung untersucht oder werden untersucht.

Bei der Behandlung des Themas sind also zunächst die beiden Kulturen getrennt voneinander zu befragen.

Die Entwicklung der Badekultur im Mittelmeerraum kann leicht von der minoischen Epoche bis in die römische Kaiserzeit an zahlreichen Badewannenresten oder Gebäuderümmern verfolgt werden. Für die hier gestellte Frage ist der Zustand der öffentlichen und privaten Badeanlagen von der Zeit Caesars bis zu den Flaviern zu betrachten.

Für diesen Zweck bestens geeignet ist das Gebäude der sogenannten Stabianer Thermen in Pompeii und deren Vergleich mit den Vorstadthermen der ebenfalls am 23. August 79 n. Chr. verschütteten Stadt Herkulaneum.

Die Anlage in Pompeii läßt sich ins 5. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen; die älteren Bauphasen sind jedoch für die hier vorgetragenen Überlegungen ohne Interesse. In der sechsten Phase – nach 36 v. Chr. – erhält das Bad alle uns bekannten Einrichtungen einer Thermenanlage: Caldarium – Warmbad, Tepidarium – Lauwarmbad, Frigidarium – Kaltbad, Sudatorium – Schwitzbad und eine Natatio, ein Schwimmbad. Ich übergehe hier und im folgenden die Tatsache, daß Thermenanlagen häufig vollständig oder fast vollständig dupliziert sind, um eine nach Geschlechtern getrennte gleichzeitige Nutzung zu ermöglichen. Die Frage nach der Geschlechtertrennung zu beantworten wäre ein eigenes Thema. Meine Ausführungen bleiben daher in dieser Hinsicht allgemein. Der Bau bezeugt durch sein Raumangebot, daß die mittelmeerische Badekultur zu diesem Zeitpunkt somit Gebäude erhalten hatte, die allen Ansprüchen gerecht wurden. Diese Ansprüche hat der Mediziner Galenos aus Pergamon zwar erst im Laufe der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. formuliert, aber die Anlage in Pompeii beweist, daß Galenos nur eine Zusammenfassung altbekannter Thesen vorlegt. Danach spielen für den mittelmeerischen Menschen der Erholungscharakter und der gesundheitserhaltende Faktor des Badens und des Badevergnügens eine wichtige Rolle. Gesundheitsfördernd ist besonders nach damaliger Vorstellung das Ausschwitzen der Krankheitserreger, aber ebenso das Waschen im kalten Wasser und die Bewegung im Wasser. Man dachte allerdings nicht daran, die Abkühlung schockähnlich – wie heute in der Sauna üblich – vorzunehmen, sondern liebte die allmählichen Übergänge der Temperaturen. Daher war auch im Gegensatz zu heutigen Vorstellungen ein mäßig temperierter Raum erforderlich. Für alle diese Anwendungen ist in Pompeii vorgesorgt. Folglich wird deutlich, daß die Grundlagen der Bauidee der Badegebäude, die uns heute bei der Nennung des Begriffes „römische Thermen“ vor Augen stehen, in spät-caesarischer Zeit gelegt wurden, denn es handelt sich ja bei den Thermen in Pompeii um einen Umbau und nicht um einen Neubau. Man wird daher damit rechnen müssen, daß zwischen der Erfindung der technischen Neuerungen und der Erkenntnis der Bauträger, der

Altbau sei entsprechend zu modernisieren, einige Jahre verstrichen sind. Der Zeitraum dürfte jedoch nicht zu groß anzusetzen sein, denn die letzte umfangreiche Renovierung war erst zwischen 80 und 50 v. Chr. durchgeführt worden.

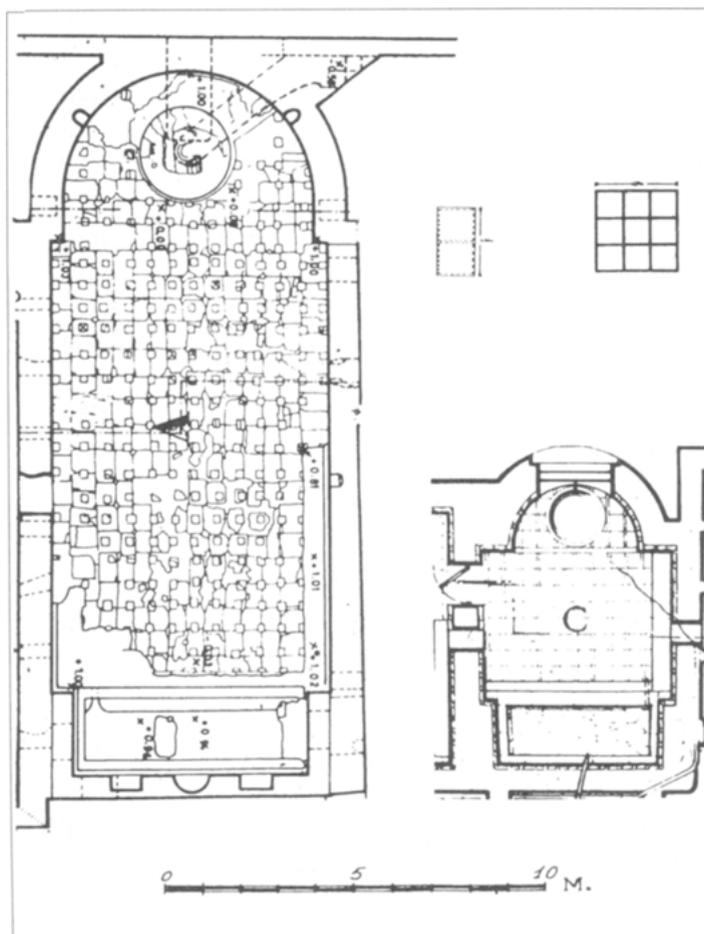


Abbildung 1: Grundrißvergleich des Caldariums der Stabianer Thermen und der Vorstadthermen in Herculaneum unter besonderer Berücksichtigung der Fenstergrößen (nach: Eschbach, Stabianer Thermen und Maiuri, Nuovi Scavi).

Die eigentlich spektakulärste Neuerung ist jedoch erst im Laufe der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. vorgenommen worden; sie ist auf den ersten Blick auch völlig unauffällig: Das kleine verglaste Rundfenster über dem Waschbecken im Warmbad – es besaß einen Durchmesser von

nur 53 cm – wird vermauert und durch ein großes stehendes Fenster von ca. 1 m Breite und 1,80 m Höhe ersetzt (Abbildung 1). Eine noch umfangreichere Vergrößerung ist wahrscheinlich nur durch die baulichen Gegebenheiten verhindert worden. Dieses Fenstermaß läßt abzüglich Rahmen eine Scheibengröße von 85x85 cm vermuten, ein Maß, das auch andernorts bezeugt ist.

Wechseln wir das Objekt der Betrachtung und wenden wir uns dem Ort Herkulaneum zu. Die Vorstadtthermen dieses Ortes, unmittelbar am Meer gelegen, waren bei dem Erdbeben des Jahres 62 n. Chr. beschädigt worden und noch nicht wieder der Nutzung übergeben, als die durch den Ausbruch des Vesuv erzeugte Schlammflut sie im Jahre 79 n. Chr. bedeckte. Nicht verwendete Baumaterialien waren noch nicht abtransportiert.

Es handelt sich also um ein Gebäude, das vor 62 n. Chr. während der Regierungszeit des Tiberius (14-37 n. Chr.) oder spätestens während der des Claudius (41-56 n. Chr.) nach dem neuesten Kenntnisstand im Thermenbau errichtet worden war. Der wesentliche Unterschied zu dem nur umgebauten, modernisierten Bad in Pompeii ist das andere Verhältnis des Raumes zum Licht. Dies soll am Beispiel der Caldarien der beiden Bäder verdeutlicht werden.

Aus der maßstabsgleichen Zeichnung (Abbildung 1) geht hervor, daß das Verhältnis von Grundfläche zu Fensterfläche beim pompeianischen Bau ca. 62:1 beträgt, beim herkulanensischen 7,5:1. Das moderne Caldarium ist also geradezu lichtdurchflutet. Sein Fenster mißt auch immerhin 2,10 m zum Quadrat und wird aus Scheiben von fast 70x70 cm gebildet. Und eine weitere Neuigkeit läßt sich aufzeigen, die sicherlich spätestens seit der Errichtung dieses Bades Allgemeingut war: Die Notwendigkeit der Wärmedämmung ist erkannt.

Die Verglasung erfolgt daher in zwei parallelen Rahmen. Das Doppelfenster, das wahrscheinlich leider mit vielen anderen technischen Errungenschaften der Kaiserzeit in der Nachantike wieder in Vergessenheit geriet, war geboren. Die zeichnerische Ergänzung gibt übrigens nicht das Originalfenster wider, sondern eine Nachbildung in den wiedererrichteten Thermen in Xanten.

Wie neu für die Forschung während der Ausgrabung dieses Bades in den 50er Jahren eine so großzügige Durchfensterung war, zeigt die Ansichtsskizze, die der Publikation beigelegt ist: Die Front des Gebäudes war offensichtlich bei der Anfertigung der Zeichnung noch nicht freigelegt, und man dachte gar nicht daran, in ihr Fenster zu vermuten. Heute, nach der Freilegung der Seitenfassade, hat sich unser Kenntnisstand entscheidend gewandelt, denn selbst dieser Gebäudeteil weist eine geradezu modern anmutende Fensterfront auf (Abbildung 2).

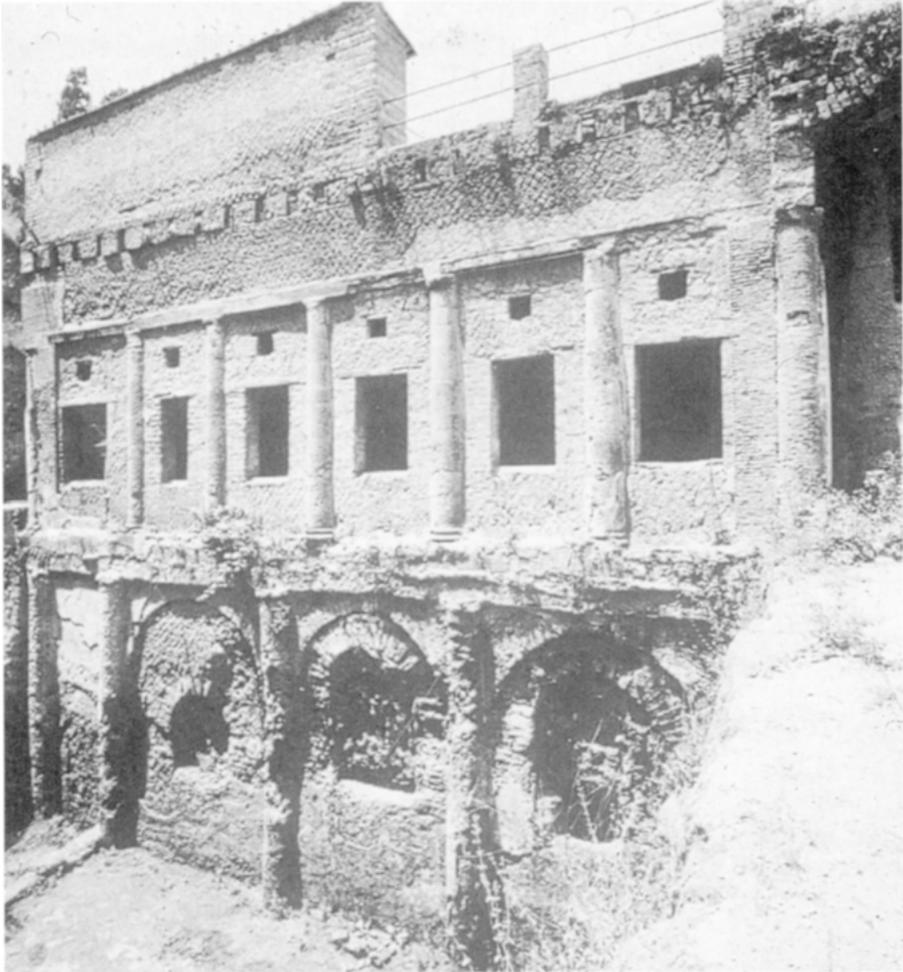


Abbildung 2: Nebenfront der Vorstadtthermen in Herculaneum
(aus: Ercolano 1738-1988 / Kongress 1988 (1993), Taf. 176).

Die Erfindung des Fensterglases ist somit eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Thermenbau der Kaiserzeit. Wie auch aus der Literatur, besonders Senecas Briefen an Lucilius hervorgeht, war die Forderung, daß Baderäume und auch Toiletten helle Räume sein müssen, eine Selbstverständlichkeit. Seneca schreibt während der 60er Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. in leider nicht genau datierten Briefen:

„Wie herabsetzend sprechen jetzt die Menschen von der bäuerlichen Einfachheit Scipios (gemeint ist wahrscheinlich Publius Cornelius Scipio Aemilianus Africanus Numantinus – 185/184 – 129 v. Chr.), weil er in sein Warmbad kein Tageslicht hineinließ mit Hilfe breiter Fensterscheiben und nicht im vollen Licht sein Schwitzbad nahm und auf die Verdauung wartete.“

Wir wissen es heute besser als diese antiken Kritiker: Scipio pochte nicht auf bäuerliche Einfachheit – dies glauben viele Altertumsforscher übrigens auch heute noch –, sondern seine Architekten und der Baustoffhandel kannten kein Fensterglas. Es blieb diesem Bauherrn und allen seinen Zeitgenossen gar nicht anderes übrig, als warmzuhaltende Räume fensterlos anzulegen. Warm und dunkel war damals eine begriffliche Einheit, wie Seneca an anderer Stelle vermerkt.

Seneca ist sich der Modernität dieser technischen Errungenschaft jedoch bewußt, denn er führt aus:

„Manche Dinge sind, wie wir wissen, erst zu unseren Lebzeiten aufgekomen, wie zum Beispiel die Verwendung von Fenstern, die mit Hilfe durchsichtiger Scheiben das helle Tageslicht hereinlassen.“

Er irrt freilich ein wenig in der Chronologie, denn das Rundfenster in den Stabianer Thermen ist vor seiner Geburt im Jahre 4 v. Chr. eingesetzt worden, aber Fenster, die – wie er beschreibt – „den Blick freigeben auf Äcker und Meere“ sind tatsächlich erst zu seinen Lebzeiten hergestellt worden. Diese zuletzt zitierte Bemerkung ist auch wichtig für unsere Vorstellung von der Durchsichtigkeit antiken Fensterglases. Weit verbreitet ist bekanntlich die Auffassung einer gewissen Blindheit der Scheiben. Dem widerspricht jedoch diese Textstelle eindeutig.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß die technische Entwicklung im Thermenbau folglich spätestens in den 70er Jahren des 1. Jahrhunderts n. Chr. abgeschlossen war. In der Folgezeit hatten sich die Architekten im wesentlichen nur noch mit den Problemen auseinander zu setzen, die sich aus der Monumentalisierung dieses Bautypus ergaben.

Die Ergebnisse lassen sich ohne weiteres auf Bäder in Privathäusern übertragen. Die Entwicklung verläuft, wie nicht anders zu erwarten, parallel. Ältere Wohnhäuser in den Vesuvstätten besitzen, wenn überhaupt, nur ein einziges Badezimmer. Noch in den zum Teil sehr luxuriösen, weiträumigen Gebäuden des 2. Jahrhunderts v. Chr. sind Badezimmer, die zur Erstausrüstung zu rechnen sind, eher eine Seltenheit. Auch daran wird deutlich, daß Scipio in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. keineswegs in bäuerlicher Einfachheit lebte, sondern im Gegenteil sich den Luxus eines

eigenen Bades leistete. Solche einfachen Baderäume werden dann im Laufe des 1. Jahrhunderts v. Chr. modernisiert und ausgebaut, so daß Anlagen entstehen, die allen damals modernen Ansprüchen genügen. Caldarium und Frigidarium sind eine Selbstverständlichkeit. Das Frigidarium ist, meist wohl aus Raumnot, durch eine Kaltwasserwanne im Caldarium ersetzt; häufig ist ein kleines Schwimmbad vorhanden.

Hier mag als Beispiel einer solchen Modernisierung das Bad der sogenannten Villa des Diomedes bei Pompeii genügen. Die ausgedehnte Vorstadtvilla von über 2000 m² Grundfläche besaß in vorcaesarischer Zeit ein Bad, das nur aus einem Badezimmer mit Vorraum bestand, was dem großzügigen Charakter des Hauses in keiner Weise angemessen erscheint.

Das Bad liegt klein und unauffällig an der Nordostecke des Hauses, ohne Meerblick. Ob die Neuausstattung mit Wand- und Fußbodenheizung sowie die Fensterdurchbrüche in und oberhalb der Apsis gleichzeitig erfolgten, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen; letztere wurden jedoch erst zusammen mit der Neuausmalung eingefügt, die im sogenannten Dritten Stil um Christi Geburt ausgeführt wurde. Später wurde dann noch ein kleines Nebenperistyl in ein Schwimmbad umgewandelt, wobei ein Wandgemälde den Meerblick ersetzte.

Ein wenig moderner war bereits bei seiner Einrichtung das Bad in der Casa del Menandro in Pompeii. Es umfaßte immerhin schon neben dem Caldarium ein geräumiges Zimmer, das als Auskleideraum und zugleich als Tepidarium diente, sowie ein Peristyl mit angeschlossenem Solarium, einer Sonnenterrasse. Der Entwurf dieser Anlage ist durch die Anbringung eines Rundfensters in spätcaesarische, frühaugusteische Zeit zu datieren.

Wenden wir nun den Blick dem keltischen Kulturraum zu, so finden wir das wohl älteste Bad als Privatbad in einem riesigen Haus in Bibracte, der Hauptstadt der Häduer, nahe dem heutigen Autun. Es ist ein Bad nach italisch-römischer Bauweise, auf das noch näher einzugehen sein wird. Eigene, in keltischer Architekturtradition stehende Badehäuser konnten bislang noch nicht nachgewiesen werden, obwohl den Kelten, besonders den Keltiberern, Reinlichkeit attestiert wird. Doch beziehen sich die entsprechenden Bemerkungen der antiken Autoren, die sich wohl alle auf Poseidonius stützen, nur auf den erwähnenswerten Brauch der Iberer, die Zähne mit Hilfe des eigenen Urines zu polieren. Einzig Strabon fügt hinzu, dies sei Sitte aller Kelten. Diese Form der Körperpflege wird folglich nur erwähnt, weil die Methode den Autoren des griechisch-römischen Kulturkreises absonderlich erschien. Gebadet haben die Gallier sicherlich schon ehe sie die speziellen Bauformen mittelmeerischer Architektur übernahmen. Wir müssen und dürfen voraussetzen, daß das Bad im Zuber ebenso wie die Zahnpflege zur allgemeinen Körperkultur gehörte. Aber ein Badehaus im eigentlichen Sinne

scheint es – wie bereits betont – wohl nicht gegeben zu haben. Ebensovwenig, wie Tacitus für die Germanen spezielle Badegebäude nennt, obwohl er andererseits ausführt, daß diese den Tag mit einem häufig auch warmen Bad beginnen: „Sogleich nach dem Schlaf, den sie meist bis in den Tag hinein ausdehnen, baden sie öfters mit warmem Wasser, da ja bei ihnen die meiste Zeit Winter herrscht. Gewaschen nehmen sie eine Mahlzeit ein.“

Der Rückschluß, daß diese Reinigungsform auch den Kelten nicht unbekannt gewesen sein dürfte, ist wohl zulässig, denn die Gebräuche der Kelten dürften sich in dieser Hinsicht kaum von denen der Germanen unterscheiden haben, zumal sie durchaus als die kultivierteren Bewohner Nordwesteuropas angesprochen werden können.

Dies bestätigt das bereits erwähnte Haus in Bibracte; es gehört zu einer kleinen Gruppe von Wohnhäusern, man kann vielleicht auch von Stadtpalästen sprechen, mit deren Errichtung die Oberschicht der Häduer ihre Romverbundenheit demonstriert. Der Grundriß zeigt alle Eigenheiten eines italisch-römischen Atriumhauses. Fauces, Atrium, Tablinum, Peristyl, – alle wichtigen Raumfolgen sind vorhanden. Wir dürfen nicht vergessen, daß Caesar die Häduer als Brüder und Blutsverwandte des römischen Volkes ansprach. Eine Vorlage des Grabungsbefundes steht leider noch aus, so daß es sehr gewagt ist, eine Datierung vorzuschlagen, doch dürfte das Gebäude (Abbildung 3) nach seiner Konzeption noch in der 1. Hälfte des 1. Jh. vor Chr. entstanden sein. Es ist durchaus möglich, daß Caesar hier oder in einem der ähnlichen Häuser im Winter 52/51 einen Teil seiner »commentarii« niederschrieb. Das richtige Ambiente wäre für einen Römer dort gegeben gewesen.

In der Stadt jedoch bilden diese Häuser Fremdkörper, stehen sie doch als typische italische Atriumhäuser mit ihrer gesamten Ausstattung in scharfem Kontrast zu den sie umgebenden strohgedeckten spätlatènezeitlichen Lehmhütten der einfachen Bevölkerung. Diesen krassen Gegensatz führt die zeichnerische Wiederherstellung des Ortsbildes durch die französische Forschung deutlich vor Augen.

Das Haus hat sicher schon in der Zeit seiner Errichtung ein damals modernes Bad erhalten, doch scheint der ergrabene Zustand auf eine Erneuerung in frühaugusteischer Zeit hinzuweisen, jedenfalls deuten einige Ungeheimheiten im Grundriß, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, auf einen Umbau hin. Zu Ersteinrichtung gehört wahrscheinlich der Apsidialraum, zum Umbau dagegen wird zum Beispiel das große Wasserbecken zu rechnen sein, so wie es auch in der Villa di Diomede „nachgerüstet“ wurde. Nach dem Umbau zeigt der Badetrakt des Gebäudes alle Merkmale einer modernen Anlage des ausgehenden 1. Jahrhunderts v. Chr. Sie umfaßt ein Tepidarium, ein Caldarium mit apsidialem Abschluß, in dem wahrschein-

lich ein Labrum, ein Waschbecken, stand und ein integriertes großes kaltes Tauchbecken. Die Beleuchtung des Caldariums dürfte ebenfalls nach italienischen Vorbildern vorgenommen worden sein. Man wird sich wohl, ohne zu kühn zu sein, ein verglastes Fenster ähnlich dem der Casa del Menandro vorstellen dürfen; denn mit höchster Wahrscheinlichkeit ist mit der neuen Vorstellung vom Badegebäude auch die neue Vorstellung von dessen Beleuchtung nach Gallien exportiert worden; sind doch diese Wohnpaläste auch im übrigen mit Hilfe italischer Bautechnik und italischer Baustoffe errichtet worden.

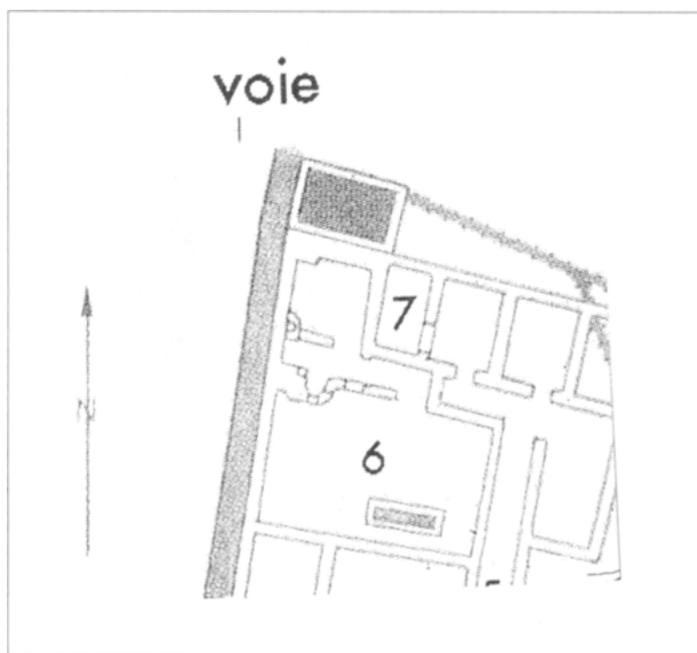


Abbildung 3: Teilgrundriß des „römischen“ Atriumhauses in Bibracte
(aus: Goudineau, Bibracte, Abbildung S. 55).

In der Civitas Treverorum ist das älteste der bislang bekannt gewordenen Badegebäude mit der ausgedehnten Villa eines keltischen Großgrundbesitzers in der Nähe des heutigen Echternach erbaut worden. In der ersten Bauphase dieses überaus großzügig innerhalb der 60er Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. angelegten Herrnsitzes ist der gesamte Südflügel als Badetrakt errichtet. Die Parallelität zu den damals ebenfalls im Bau befindlichen Vorstadtthermen Herkulaneums ist offensichtlich.

Caldarium, Tepidarium und ein Frigidarium sind ebenso vorhanden wie ein rundes Schwitzbad. Im Peristyl ist ein großes Schwimmbecken untergebracht, das jedoch – wahrscheinlich aus Witterungsgründen – bald zugeschüttet und in eine Gartenfläche verwandelt wurde. Dem herkulanensischen Bau entsprechend muß natürlich seine Durchfensterung angenommen werden. So selbstverständlich wie römische Dachziegel und römische Säulen verbaut wurden, wie die Räume mit Marmorinkrustationen und Mosaiken ausgestattet wurden, so selbstverständlich dürfte auch das Fensterglas verwendet worden sein.

Entsprechende Produkte sind aus einer römischen Glashütte bei Aix en Provence bekannt geworden. Dort fand man fast komplette Scheiben von 54x46 cm und 46x45 cm Größe. Es ist also offensichtlich, daß der technische Fortschritt in der Badgestaltung, welcher im Mittelmeerraum stattgefunden hatte, ohne Zeitversetzung in der Provinz Einzug hielt, sofern der Bauherr – wie auch in Echternach – über die nötigen finanziellen Mittel verfügte. Daß die Oberschicht schon früh in der Lage war, sich ausländischen Badeluxus zu beschaffen, konnte bereits an der Residenz in Bibracte aufgezeigt werden. Die einfacheren Bevölkerungsschichten mußten sich dagegen wohl noch etwas länger mit dem Bad im Zuber begnügen, denn Bäder mit solchem Ausstattungsluxus lagen außerhalb ihrer finanziellen Möglichkeiten. Ob bei diesen breiteren Schichten auch mit einem stärkeren Beharren auf traditionellen Formen zu rechnen ist, wie dies in späteren Jahrhunderten bis in die Neuzeit häufig beobachtet werden kann, entzieht sich unserer Kenntnis. Es ist jedoch feststellbar, daß die Menschen, die rund um die Luxusvillen des Adels noch weiter in ihren Latène-Hütten hausten, zunächst an ihren Gebräuchen festhielten und keineswegs in oder neben ihren Häusern italisch-römische Bäder errichteten. Welcher der genannten Faktoren dabei die größere Rolle gespielt hat, muß dahin gestellt bleiben.

Wie langsam diese alten Lebensformen den neuen weichen, kann am Beispiel eines Bauernhauses bei Mayen in der Eifel verdeutlicht werden. Am Platz eines alten Latène-Hauses entstand in der frühen Kaiserzeit, immer noch der Latène-Tradition verhaftet, ein neues Gebäude, das – obwohl wahrscheinlich in spätkaiserlicher Zeit entstanden – keinerlei Anzeichen eines italisch-römischen Einflusses zeigt. In dieser Form hatte es jedoch nicht lange Bestand. Nach wenigen Jahrzehnten, vielleicht noch in flavischer Zeit, wurde es „romanisiert“: In seiner vierten Bauperiode erhielt es Eckrisalite und eine Frontportikus nach italischem Muster. Die Häuser der Oberschicht, wie die schon genannte Villa bei Echternach, werden Vorbild gewesen sein. Der Luxus eines Bades war für den Bauherrn aus einer gewiß bäuerlichen Bevölkerungsschicht aber entweder noch nicht erschwinglich

vinzen eingerichtet wurde, und selbst noch 50 Jahre seit der Erbauung des ausgedehnten Badeannexes der Villa bei Echternach.

Als Beispiel für die eben erwähnte neue Größe herrschaftlicher Anlagen mag das Badegebäude der Villa bei Nennig genügen (Abbildung 4). Der Besitzer des ausgedehnten Gebäudes, das häufig mißverständlich als Schloß bezeichnet wird, demonstriert seine Finanzkraft, indem er, obwohl bereits im Südflügel des Wohnsitzes einige Badezimmer eingerichtet sind, ein echtes Badehaus erbauen läßt. Es besitzt natürlich alle notwendigen Gebäude-teile wie Caldarium, Tepidarium und Frigidarium, darüber hinaus aber ein großes beheiztes Schwimmbecken.

Diese Einrichtung eines – ich betone – großen beheizten Schwimmbek-kens ist ein Novum und muß als eine gallo-römische Eigenheit im Ther-menbau angesehen werden. Sie beweist uns die Anwesenheit einer eigen-ständigen Badekultur in den „tres galliae“. Nirgends sonst im weiten Raum des Imperium Romanum läßt sich diese Besonderheit fassen. Weder in öf-fentlichen Gebäuden, noch in privaten. Sie ist aber in den großen Villenbä-dern des in Rede stehenden Kulturraumes öfters anzutreffen. Hier mag das Klima eine wichtige Rolle gespielt haben. Was eingangs als Vermutung aufgestellt wurde, beweist die gebaute Kultur: die Kelten liebten es warm zu baden. Tacitus' die Germanen betreffende Aussage ist folglich wirklich auch auf die keltische Kultur zu übertragen. Spätestens in dieser Zeit und bei solchen Luxusbädern muß auch mit einer großzügigen Glasfensteraus-stattung gerechnet werden, obwohl diese literarisch erst 200 Jahre später durch eine entsprechende Beschreibung des Ausonius bezeugt ist, wenn er sagt: „In dem geheizten Raum“ [gemeint ist das Caldarium] „ist heller Tag und Überfluß an eingefangenen Licht“. Die bislang vorgelegten Rekon-struktionen solcher Villen-Bäder oder auch von Badeanlagen in Städten zeigen zwar meist schon einige verglaste Maueröffnungen, erinnern aber im Ganzen doch eher an Senecas Beschreibung des Scipio-Bades. Rühmliche Ausnahme ist allein die schon erwähnte Fensterbildung in der Xantener Wiederherstellung. Unter dem Eindruck der nach der Befundlage völlig veralteten Auffassung, Fensterglas sei teuer und daher selten gewesen, prägt das Begriffspaar „warm und dunkel“ weiterhin das Erscheinungsbild vieler Ergänzungsvorschläge, obwohl in fast allen Bauernhäusern und Villen Splitter von Glasscheiben ergraben wurden und werden.

Der Hang zum Warmbad zeigt sich nicht nur bei den privaten Bädern, auch die riesige Anlage der sogenannten Barbarathermen in Trier besitzt beheizte Schwimmbecken (Abbildung 5). Das Gebäude war bekanntlich zum Zeitpunkt seiner Einrichtung in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. die größte Anlage in einer Provinz des römischen Reiches. Es wurde da-mals nur durch die etwas älteren Thermen des Trajan in Rom geringfügig

übertroffen. Sicherlich ist dieser Bau fern der Zentrale des Reiches aus politischen und kulturpolitischen Gründen errichtet worden, sollte er doch den Provinzialen die technischen Errungenschaften mittelmeeischer Architektur und damit die Macht Roms demonstrieren, wobei ich Macht nicht als „potestas“, sondern als „auctoritas“ verstanden wissen möchte.

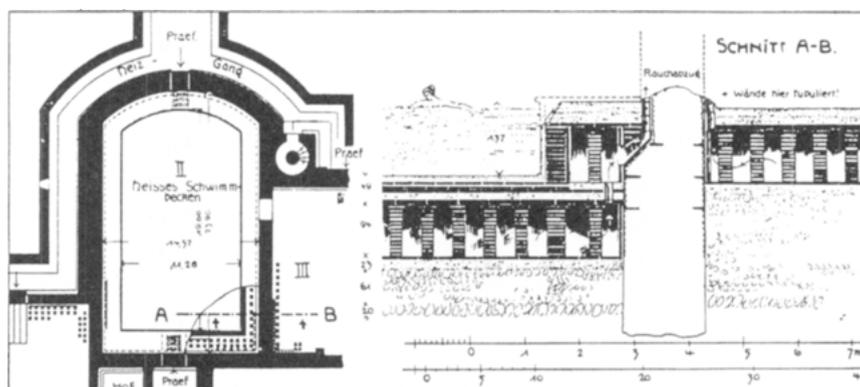


Abbildung 5: Eines der beheizten Schwimmbäder der Trierer Barbarathermen
(aus: Krencker, Kaiserthermen, Abbildung 363).

Darüber hinaus sollte gewiß auch die Gesamtheit mittelmeeischer Kultur vor Augen geführt werden, denn durch die Ausstattung des Gebäudes mit griechischen Kunstwerken – ich erinnere an den berühmten Amazonentorso, eine Kopie nach Phidias – wurde auch griechischer Kunst und Kunstfertigkeit Reverenz erwiesen und mit griechischem Kunstschaffen beeindruckt.

Neben diese Darstellung mittelmeeischer Fähigkeiten trat aber auch – politisch geschickt – die Verwirklichung einheimischer Wünsche: Die Thermenanlage enthielt in zwei mächtigen Flügelbauten (Abbildung 6) die schon erwähnten Schwimmbecken. Sie sind die größten beheizten Wasserbecken des Altertums mit immerhin 11 m Breite und fast 20 m Länge.

Interessanterweise greift der Architekt bei der Suche nach einem Vorbild für diese Anlage nicht auf stadtrömische, sondern auf nordafrikanische Beispiele zurück. Flügelbauten dieser Art sind nämlich den italischen Baumeistern fremd. In Timgad (Abbildung 7), Algerien, lassen sich jedoch an den großen Nordthermen ähnliche Eckbauten aufzeigen. Dort sind diese aber nicht als Schwimmbecken ausgebaut, sondern enthalten die Toilettenanlagen.

gen vor Augen: Eine italisch-römische Erfindung zeigt sich in nordafrikanischer Variante mit gallo-römischer Sonderausstattung.

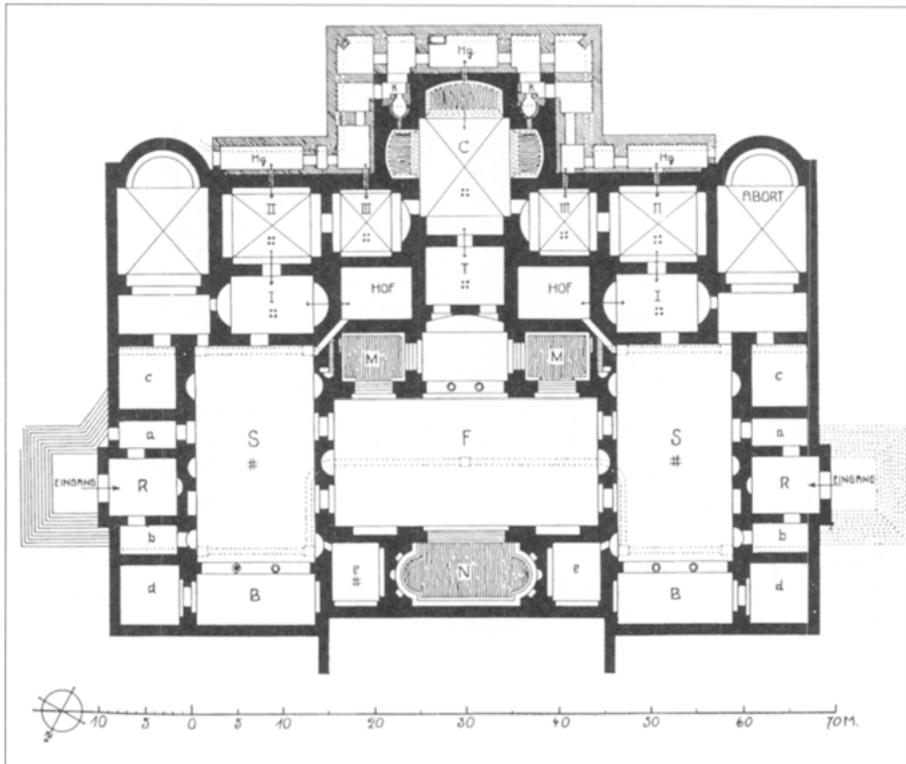


Abbildung 7: Grundriß der großen Nordthermen in Timgad
(aus: Krencker, Kaiserthermen, Abbildung 337).

Diese keltische Vorliebe für große beheizte Schwimmbecken hilft auch, wie schon lange erkannt ist, ein anderes Problem zu lösen. Indem ich mich diesem zuwende, verlasse ich das Thema Baden und Badekultur im Sinne der alltäglichen oder fast alltäglichen Körperpflege und schreite fort zum Themenkomplex der Kurorte und Heilbäder, den ich mit der Badeanlage von Aquae Neri bereits gestreift habe. Leider wissen wir über Kurbetriebe im angesprochenen Kulturraum sehr wenig. Zwar sind in den durch Caesar eroberten Gebieten immerhin noch sieben weitere Ortschaften mit der Bestimmung 'Aquae', die dem deutschen 'Bad' gleichzusetzen ist, bekannt, aber über die Infrastruktur dieser Plätze existieren keinerlei Informationen.

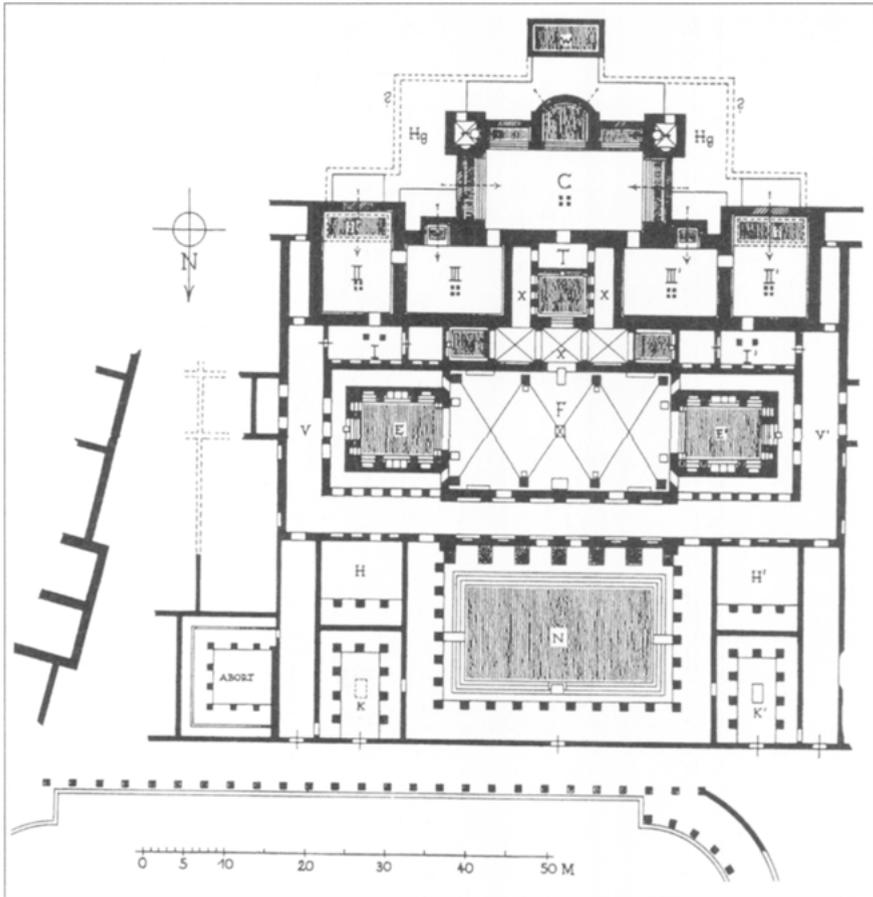


Abbildung 8: Grundriß der großen Thermen in Leptis Magna
(aus: Krencker, Kaiserthermen, Abbildung 301).

Meist sind allein Badegebäude wie in Aquae Neri oder in Aquae Granni (Aachen) bekannt geworden. Hotels oder dergleichen sind nirgends nachgewiesen. Neben diesen unmittelbar als „Bad“ bezeichneten Ortschaften gibt es natürlich auch Plätze wie Fontaines Sallées bei Vezelay, deren Namen ihre Funktion nicht widerspiegeln. Denn, auch wenn dieser Ort „Zu den Salzquellen“ heißt, bedeutet dies noch lange nicht, daß die Quellen zu Heilzwecken besucht wurden, was jedoch in diesem Falle geschehen ist. Häufig wird die Entscheidung, ob ein Vicus oder eine Stadt mit einem solchen Namen einst ein Kurort war oder nicht, zu einer Gewissensfrage, weil jede Stadt über Thermenanlagen verfügt, aber nicht jeder Thermenbau einen Ort zum Bad macht.

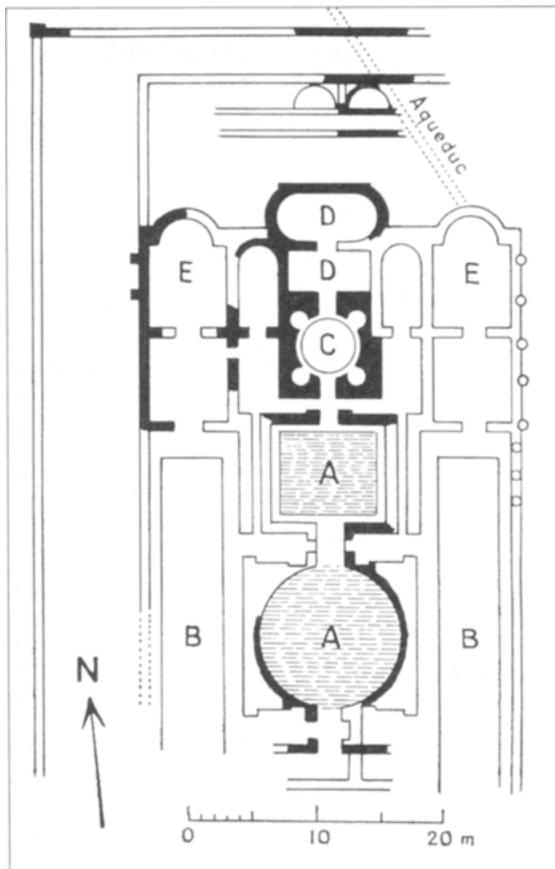


Abbildung 9: Grundriß der Thermen in Neris
(aus: Grenier, Manuel IV, Abbildung 136).

Herkulaneum zum Beispiel ist trotz zahlreicher Badegebäude kein Kurort. Es müssen schon weitere Hinweise wie im Falle von Fontaines Sallées hinzukommen, um einen Platz in dieser Weise einstufen zu können. Trotz der reichlich sprudelnden Quellen eignen sich daher nur wenige Orte dazu, beispielhaft solche Kurorte zu vertreten. Obwohl sie häufig keine Ortschaften im eigentlichen Sinne bildeten, lohnt es sich, gerade kleine Kuranstalten auf Grund ihrer Überschaubarkeit ins Auge zu fassen, denn dort wird jene notwendige Infrastruktur greifbar, die in Städten archäologisch nicht nachweisbar ist. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich zur Erläuterung aus zahlreichen Plätzen, zu denen im Trierer Einzugsbereich auch das Heiligtum von Heckenmünster zu rechnen ist, einen kleinen Kurort im Hunsrück bei Hochscheid ausgewählt, der natürlich gleichermaßen ein Heiligtum ist.

Denn der Begriff des Heilbades ist – wie eingangs bereits betont – immer auch mit dem des Heiligtums verbunden, da Heilung suchen oder erhalten stets unter anderem ein religiöser Akt ist. Es sei nur an die bekannten Heiligtümer des Asklepios in Epidauros und Kos erinnert – Keimzellen auch moderner „Schulmedizin“. Asklepios, oder lateinisch Aesculapius, wurde von den Kelten nicht verehrt. Weihungen an diesen Heilgott gab es nur im Rheingebiet, wo das Militär für italischen Einfluß verantwortlich zu machen ist, oder in anderen Zentren, die stark mittelmeerisch überprägt waren. Selbst in der Provinzhauptstadt Trier blieb nur eine einzige Weiheinschrift erhalten. Im keltischen Kulturraum dagegen stand die Verehrung des Apollo Grannus im Vordergrund. Er war der große Nothelfer, an den man sich wandte.

Ein Quellheiligtum dieses Gottes und seiner Kultgenossin Sirona, die der italisch-römischen Salus entspricht, wurde in den Jahren 1939/40 und 1962 bis 1966 im Hunsrück ergraben.

Das Heiligtum liegt etwa 4 km östlich der sogenannten Ausoniusstraße, der alten Handelsstraße Trier-Neumagen-Mainz. Die antike Stichstraße, über die es erreichbar war, ist noch immer unbekannt.

Kern der Gebäudegruppe, wenn auch scheinbar abseits gelegen, ist ein sogenannter gallo-römischer Umgangstempel der üblichen Form. Noch im ersten Jahrhundert n. Chr. errichtet, wurde er wohl zwischen 160 und 170 n. Chr. umfangreich erneuert, denn die beiden Kultbilder stammen erst aus dieser Zeit. Leider sind nur die Grundmauern erhalten geblieben, so daß wir über seinen Aufbau nicht im Detail unterrichtet sind, doch dürfte sich sein Erscheinungsbild von Bekanntem kaum unterschieden haben. Die Besonderheit dieses Kultbaues besteht in der Quellfassung des heutigen Koppelbaches, die genau im Zentrum des heiligen Gebäudes aufgedeckt wurde. Auch hier ist natürlich nur der Unterbau erhalten. Wie die dem Besucher sichtbare Fassung gestaltet war, entzieht sich daher unserer Kenntnis. Man muß sie sich wahrscheinlich brunnenähnlich vorstellen. Eine Drainage führte das nicht genutzte Wasser der ständig sprudelnden Quelle ab. Das Äußere wird man sich ähnlich der geläufigen Rekonstruktionen, wie etwa der eines Tempels aus dem Trierer Altbachtal, vorstellen müssen.

Daß in diesem Heiligtum das genannte Götterpaar verehrt wurde, lehrt uns ein mit einer Inschrift versehener Altar: DEO APOLLINI ET SANC-TAE SIRONAE lautet die Epiklese des Götterpaares. Die Verehrung der beiden bestätigen auch die Reste der Kultbilder, die als lebensgroße Hochreliefs gestaltet waren, und eine kleine, fast vollständige Weihestatue des Apollo. Dem Kultbild der Sirona fehlen nur die Unterschenkel. Sie ist wie die römische Salus mit einer heiligen Schlage dargestellt. Vom Apollo dagegen blieben allein die Standplatte mit den Unterschenkeln, ein Teil des

Greifes ein Arm mit einem Kranz und ein Unterarm mit den Resten einer Kithara erhalten. Dennoch läßt sich das Kultbild mittels dieser spärlichen Überlieferung ergänzen, da es unzweifelhaft einem klassischen Vorbild folgt.

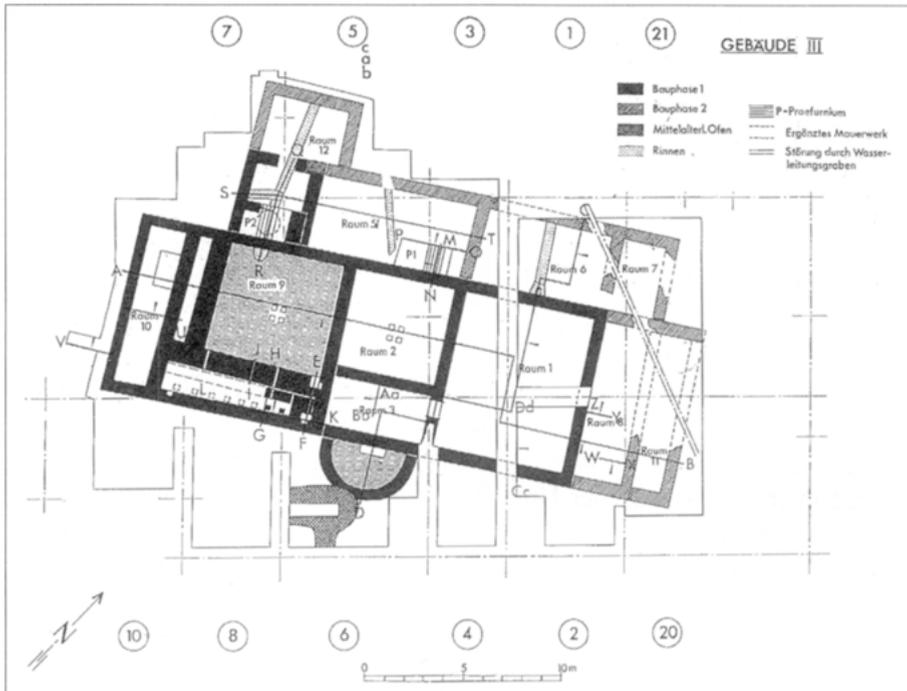


Abbildung 10: Badegebäude in Hochscheid (aus: Weisgerber, Hochscheid, Beilage 4).

In welcher Form das Wasser zu Heilzwecken verwendet wurde, ist nicht bekannt. Die Quelfassung läßt Trinkkuren vermuten. Dieser echte Kurbetrieb wurde wahrscheinlich nicht vor der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts etabliert, denn erst jetzt erhielt das Heiligtum alle notwendigen Einrichtungen, eine große Stallung, eine Herberge und eine Badeanlage (Abbildung 10), die selbstverständlich auch mit dem örtlichen Quellwasser betrieben wurde. Der Typus der Stallung ist aus der Militärarchitektur geläufig. In ähnlich langgestreckten Baukörpern waren die Mannschaften, bei Reiterkasernen die Mannschaften und die Pferde untergebracht. Im Kopfteil lagen die Wohnungen der Offiziere. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man hier im Kurzentrum eine verwandte Verwendung annimmt: Im langgestreckten Bau könnten die Wagen, sowie die Zug- und Reittiere der Reisenden untergebracht gewesen sein, im Kopfteil vielleicht das Personal.

Ebenso bekannt ist der Bautypus des Herberge. Es handelt sich um eine Hofherberge üblicher Form, wie sie auch bei Pferdewechselstationen, den „mansiones“, als Herbergen errichtet wurden. Wie der Name besagt, lagen die Räume der Gäste und des Personals um einen Hof gruppiert. Vielleicht wird man sich den Bau sogar zweigeschossig vorstellen dürfen. Für die Unterbringung und Versorgung der Heilung suchenden Kurgäste war also gesorgt.

Der Ort, dessen Name wir nicht kennen, war zum Bad geworden. Mit einer italischen Thermenanlage hat jedoch das Badegebäude (Abbildung 10), anders als die Barbarathermen in Trier und anders auch als die Villenbäder, nur eine oberflächliche Verwandtschaft. Der übliche Rhythmus von warmen, lauwarmen und kalten Bädern war nicht durchzuführen, obwohl auch durch den Einbau einer kleinen Kaltbadewanne für Abkühlung gesorgt war; ein Tepidarium war jedoch nicht vorhanden, denn im Gebäude lag nur ein einziger beheizter Raum und dieser wurde fast gänzlich von einem großen Becken eingenommen. Ist die Einrichtung des beheizten Schwimmbeckens in den Trierer Thermen nur als Zugeständnis zu interpretieren, so muß man hier von „Dominanz“ sprechen.

Dieser Raum bildete das Zentrum des örtlichen Badelebens und sicherlich neben den Trinkkuren im Tempel der Grund, die lange Fahrt in den Hunsrück auf sich zu nehmen. Heiligtümer wie dieses, weitab von allen Siedlungen, bezeugen, daß auch der Mensch dieser Zeit, in diesem Kulturraum Badereisen unternahm. Freilich scheint das Hauptanliegen der Heilung suchenden die Wasserkur gewesen zu sein. Sportstätten, wie sie im Mittelmeergebiet notwendig zu einem solchen Kurzentrum gehörten, sind bislang in den gallischen Provinzen in Heilbädern nicht nachgewiesen. Seneca, der sich in Baiae durch das Stöhnen der Sportler belästigt fühlte, hätte im Hochscheider Heilbad in dieser Hinsicht keinen Grund zur Klage gehabt. Als notorischer Nörgler hätte er sich aber wahrscheinlich sehr unzufrieden über Ausstattung und Klima geäußert.

Quellen- und Literaturauswahl

AUSONIUS, D. Magnus: Mosella, hrsg. von W. JOHN. Trier 1980.

BARTOCCINI, R.: Terme di Leptis Magna. Bergamo 1929.

BIRKHAN, H.: Kelten. Wien 1997.

BRÖDNER, E.: Römische Thermen und das antike Thermenwesen. Darmstadt 1983.

CASSON, L.: Reisen in der antiken Welt. München 1976.

- ESCHBACH, H.: Die Stabianer Thermen in Pompeji. Deutsches Archäologisches Institut (Denkmäler antiker Architektur 13). Berlin 1979.
- EINGARTNER, J.; ESCHBAUMER, P.; WEBER, G.: Der römische Tempelbezirk in Faimingen – Phoebiana. Mainz 1993.
- GALENOS, C.: Schriften, hrsg. von C. G. KÜHN. Leipzig 1821-1833.
- GARBRECHT, G.; MANDERSCHIED, H.: Die Wasserbewirtschaftung römischer Thermen. Archäologische und hydrotechnische Untersuchungen (Leichtweiß-Institut für Wasserbau der Technischen Universität Braunschweig, Mitteilungen 118). Braunschweig 1994.
- GIEBEL, M.: Reisen in der Antike. Düsseldorf/Zürich 1999.
- GIULLAUMET, J.-P.: Bibracte. Bibliographie et plans anciens. Paris 1996.
- GOUDINEAU, Chr.; PEYRE, Chr.: Bibracte et les Eduens. A la découverte d'un peuple gaulois. Paris 1993.
- GRENIER, A.: Manuel d'archéologie gallo-romaine. IV les monuments des eaux. Paris 1960.
- KOETHE, H.: Die Bäder der römischen Villen im Trierer Bezirk. In: 30. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1940, Berlin 1940.
- KRENCKER, D.; KRÜGER, E.; LEHMANN, H.; WACHTLER, H.: Die Trierer Kaiserthermen (Trierer Grabungen und Forschungen 1, 1). Augsburg 1929.
- MAIURI, A.: Ercolano. I nuovi scavi (1927-1955). Rom 1958.
- MAIURI, A.: La casa del Menandro e il suo tesoro di Argenteria. Rom 1932.
- MAIURI, A.; PANE, R.: La casa di Loreio Tiburtino e la casa di Diomede in Pompei (I monumenti italiani I, 1). Rom 1950.
- MERTEN, E. W.: Bäder und Badegepflogenheiten in der Darstellung der Historia Augusta. Bonn 1983.
- METZLER, J.; ZIMMER, J.; BAKKER, L.: Ausgrabungen in Echternach. Luxemburg 1981.
- MONTAIGNE, M. de: Tagebuch einer Badereise. Stuttgart 1963.
- MUCH, R.: Die Germania des Tacitus. Heidelberg 1967.
- MYGIND, H.: Badene i de pompejanske Privathuse. Kopenhagen 1924.
- NIELSEN, I.: Thermae et balnea. The architecture and cultural history of roman public baths. Aarhus 1990.
- OELMANN, F.: Ein gallorömischer Bauernhof bei Mayen. In: Bonner Jahrbücher 133, 1928, S. 51ff.
- PAPPALARDO, U.: Die Suburbanen Thermen von Herkulaneum. In: Antike Welt 30, 1999, S. 209ff.
- SENECA, L. A.: Briefe über Ethik, hrsg. von M. ROSENBACH. Darmstadt 1999.
- TACITUS, P. C.: Germania, hrsg. von A. STÄDELE. Düsseldorf / Zürich 1991.

WEBER, M.: Antike Badekultur. München 1969.

WEISGERBER, G.: Das Pilgerheiligtum des Apollo und der Sirona von Hochscheid im Hunsrück. Bonn 1975.

YEGÜL, F.: Baths and bathing in classical antiquity. Cambridge (Massachusetts) / London 1992.

Birgit Studt

Die Badenfahrt. Ein neues Muster der Badepraxis und Badegeselligkeit im deutschen Spätmittelalter

Nicht ohne Besorgnis notierte der Colmarer Stadtarzt Lorenz Fries in seinem 1519 gedruckten »Tractat der Wildbeder natur, wirkung vnd eigenschafft« die große Badelust seiner Zeitgenossen:

„So ich betracht hab, wie Nephthunus, der wasser regierer, die menschen mit mancherley frueden vnnd wollust begabt hat, deshalb dann mit grossem schall gesunde und kranke von allen enden der welt die selbigen heimsuochent, etliche das sie von kranckheiten zu gesuntheit begeren zu kommen, die meisten aber wohl, das sie die lust irer leib begerend zu pflegen.“

Mit seiner Schrift reagierte der gelehrte Mediziner auf eine neue Badepraxis, die sich in immer weiteren Kreisen einer rasch wachsenden Beliebtheit erfreute. Aus diesem Grunde hielt er es für notwendig, auch die einfachen, wenig gebildeten Leute über den sinnvollen Gebrauch der Bäder aufzuklären.

Während das städtische Badehaus im Spätmittelalter längst zu einem Kristallisationspunkt des gesellschaftlichen Lebens geworden war, der Menschen der unterschiedlichsten Stände in ihrem gemeinsamen Bedürfnis nach Gesundheitspflege, Unterhaltung und Vergnügen zusammenbrachte, bildete sich in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert ein neues Muster des Badeverhaltens aus: die sogenannte Badenfahrt. Kranke wie Erholungssuchende reisten in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen in Wildbäder, deren warme, mineralische Quellen man in der Hoffnung auf Heilung von chronischen oder temporären Leiden zu Badekuren nutzte.

Nur am Rand sei vermerkt, daß während des 14. bis 16. Jahrhunderts Wildbad und Badestube nebeneinander existierten, und die Badereisen keineswegs verantwortlich für den Rückgang der Frequenz städtischer Badeeinrichtungen waren. Für deren Niedergang werden die verschiedensten, hier nicht weiter zu diskutierenden Gründe angeführt: Zunahme von Seuchen wie Pest und Syphilis, Holzmangel und entsprechend gestiegene Preise, obrigkeitliche und reformatorische Kritik am Badeleben, die zunehmende Verbreitung privater Bäder.

Die Wildbäder boten ihren Besuchern vielmehr ein anderes und größeres Angebot, als es die Badestuben mit ihren Wasser-, Dampf- und Schwitzbädern vermochten. Anders als diese künstlichen, d.h. zubereiteten Bäder

wurde den natürlich zusammengesetzten Quellbädern durch ihre Minerale eine ungleich größere therapeutische Wirksamkeit zugesprochen. Obwohl beiden das Wasser gemeinsam war, das als eines der vier Elemente seinen festen Platz in der Systematik der mittelalterlichen Medizin hatte, verfügte das Wildbad über zusätzliche, spezifisch wirkende Eigenschaften, die von der natürlichen Kraft des Wassers verschieden sein konnten. Das größte Interesse galt zunächst – nicht zuletzt aus praktischen Gründen – den natürlichen warmen Quellen, deren Wärme auf die Kraft des sehr subtilen Schwefels zurückgeführt wurde.

Die mittelalterlichen Enzyklopädisten waren sich darin einig, daß etwa die schwefeligen Thermalbäder die Muskelkraft wiederherstellten, indem sie dem kranken Körper die Säfte erhitzen und ihm überflüssige Stoffe entzogen. Mit diesem Erklärungsmodell bewegte sich die mittelalterliche Medizin innerhalb des scholastisch-deduktiven Rahmens, da sie eine experimentelle Quellenanalyse noch nicht kannte.

In Italien hingegen, wo die natürlichen Bäder auf eine längere Tradition als in Deutschland zurückblicken konnten, hatte sich seit dem 13. Jahrhundert eine eigenständige Balneologie entwickelt. Sie wurde dadurch begünstigt, daß die italienischen Universitäten während des Mittelalters Zentren der Medizin waren; eine empirische Schule der Medizin entfaltete sich zuerst an der Universität Padua. Einer ihrer Lehrer, Gentile da Fulgineo, verfaßte zu Beginn des 13. Jahrhunderts einen der frühesten balneologischen Traktate, als er eine umfassende Darstellung der italienischen Bäder und ihrer Eigenschaften lieferte. Im 14. Jahrhundert stellten die Ärzte Pietro di Tussignano und Tura de Castello vielbeachtete Verweilregeln für jeweils individuelle Bäder auf. Im deutschsprachigen Raum wurden diese Baderschriften erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts rezipiert. Sie waren im Gepäck deutscher Medizinstudenten wie Konrad Schellings oder Hartmann Schedels vor allem aus Padua über die Alpen gebracht worden. Ihr Manko war jedoch, daß sie die spezifischen Indikationen der italienischen Bäder beschrieben, während für die deutsche Situation nur die allgemeinen Aussagen über die Eigenschaften von Wasser und Mineralen galten, die ohnehin in den Enzyklopädiën oder medizinischen Standardwerken zu finden waren. Konkrete Abhandlungen über deutsche Bäder unter fachmedizinischem Aspekt fehlten noch lange. Ein Badegast, der im 14. oder 15. Jahrhundert ein deutsches Wildbad aufsuchen wollte, mußte sich daher auf den Ruf des Bades verlassen oder aber die Wirkung der Bäder empirisch, d.h. am eigenen Körper erfahren.

Ungeachtet dessen wurden die Wildbäder auch hier wieder intensiv benutzt. Die frühesten Belege für eine Nutzung der deutschen Wildquellen datieren aus dem 13. Jahrhundert, ohne daß daraus jedoch stets auf einen ge-

regelten Badebetrieb geschlossen werden darf. Offensichtlich wurden die Quellen zunächst vornehmlich von den direkten Anwohnern aufgesucht. Erst im 14. Jahrhundert mehren sich die Nachrichten von auswärtigen Badegästen. Die in den warmen Frühlings- und Sommermonaten angetretene Badenfahrt wurde zur regelmäßigen Gepflogenheit; die Statuten des Züricher Grossmünsterstifts garantierten seit 1376 den Kanonikern im Frühling und Herbst jeweils eine achttägige Badenfahrt – wohl ins nahe Baden –, ohne daß diese auf ihre Präsenzgelder verzichten mußten. In den Protokollen des Mainzer Domkapitels wurden seit 1467 Badeurlaube der Domherrn von bis zu sechs Wochen notiert, und im 15. Jahrhundert erteilte der Nürnberger Rat seinen hohen städtischen Beamten mehrfach Urlaub für den Besuch eines Heilbades. Auch das Wohlfahrtswesen konzentrierte sich zunehmend auf die Wildbäder. In Bad Gastein wurde am Ende des 15. Jahrhunderts ein Spital für Arme und Kranke gestiftet, die während ihres Aufenthalts dort wohnen und baden konnten sowie gepflegt wurden. In Nürnberg erhielten Arme seit dem 16. Jahrhundert ein Wildbad-Almosen, damit sie ihre Krankheiten in den Heilbädern kurieren lassen konnten.

Die älteste Generation der deutschen Wildbäder geht auf römische Thermen zurück; die aus dem Lateinischen übernommenen Ortsnamen Aachen bzw. die aus dem althochdeutschen Äquivalent „badon“ gebildeten Funktionsbezeichnungen für Orte wie Wiesbaden, Baden im Aargau oder Badenweiler deuten bereits auf ihre alte Geschichte. Die römischen Ruinen der nur in den seltensten Fällen notdürftig instand gehaltenen Badeanlagen oder die an ihrer Stelle errichteten Piscinen lagen im Mittelalter in der Regel zunächst unter offenem Himmel. Nach und nach wurden sie durch neue Bassins ergänzt und mit Herbergen umgeben, so daß auch auswärtige Gäste Aufnahme finden konnten. Für Wiesbaden sind ab 1232 solche großen, gemeinschaftlich genutzten Piscinen schriftlich belegt. Bereits im 14. Jahrhundert herrschte hier ein reges BADELEBEN in 18 Badehäusern, die von den beiden wichtigsten heißen Quellen versorgt wurden. Seit dem 15. Jahrhundert kennt man auch die Namen der Badeherbergen. Die Bezeichnung „Kaiserbad“ deutet sicherlich auf seine Benutzung durch die mittelalterlichen Herrscher hin, von denen seit Otto I. einzelne Badaufenthalte belegt sind.

Die meisten Badehäuser waren in bürgerlichem Besitz. Die Grafen von Nassau besaßen hier nur das erstmals 1448 erwähnte Schloßbad bei der alten Burg und das von ihnen verpachtete Gemeindebad. Auch an anderen Vororten des Reiches, besonders in Aachen, das aufgrund seiner Funktion als Krönungs- und Wallfahrtsort ohnehin einen überregionalen Besucherstrom hatte, waren die warmen Quellen bereits früh als wirtschaftliches Potential erkannt worden. 1267 erwarb die Stadt die königlichen Bäder im Pfalzbereich vom Marienstift – im gegenüberliegenden Burtscheid blieben

sie hingegen bis zur Säkularisation in klösterlichem Besitz – und bereits 1338 erließ sie eine erste Badeordnung.

Bald entdeckten auch die Landesherren in den Bädern einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor. Die Nutzungsrechte an den begehrten Quellen wurden gegen Pacht an Bader verliehen, und die hohe Frequenz auswärtiger Gäste förderte das städtische Gewerbe. In Baden-Baden entwickelten die sich nach diesem Ort nennenden Markgrafen sogar zeitweilig ein Interesse, die warmen Quellen in eigener Regie zu nutzen. 1393 wurden die zu Lehen vergebenen Freibäder zurückgekauft, und in der Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Landesherren die Verfügungsgewalt über sämtliche Quellen wiedererlangt. Gleichzeitig entstanden immer neue Badeherbergen, in denen geistliche und weltliche Fürsten, Adlige und Bürger aus Straßburg und der gesamten Oberrheinregion Unterkunft fanden. 1479 schließlich verlegten die Markgrafen ihre Residenz vom Berg hinab in die Stadt, wo sie auf dem Freihof gegenüber der Stiftskirche bereits eine eigene Badestube für den Bedarf der Familie und ihrer Gäste besaßen. Im sogenannten „Neuen Schloß“ boten sich ihnen bessere Möglichkeiten zur Entfaltung ihrer Hofkultur. Zweifellos wirkten die Quellen und Badeanlagen hier als Faktor der Residenzbildung, und auch andernorts konnten Wildbäder die Funktion von Sommerresidenzen übernehmen.

Der Typus einer solchen Bäderstadt mit einer größeren Anzahl von Badeherbergen, die über oder in unmittelbarer Nähe der Quellen erbaut waren, gelangte in den großen kosmographischen Kompendien oder in speziellen Bädermonographien des 16. Jahrhunderts zur Abbildung, jedoch zumeist ohne sicheren örtlichen Bezug. Am Beispiel des von Konrad Gesner beschriebenen Plombières in den Vogesen lassen sich stereotyp wiederholte Elemente von Bäderdarstellungen benennen: eine Burg, ein festes Haus und Stadtmauern, die vornehmen Badegästen hinreichend Sicherheit gewährten, ferner durch Wirtshauschilder (mit redenden Zeichen wie „Glocke“, „Kreuz“ etc.) bezeichnete Badeherbergen, die auswärtigen Gästen Unterkunft, Stallung, Feuerung, Möglichkeiten zur Verpflegung und private Bäder boten. Vor allem jedoch wurde das Bild der Stadt durch Freibäder geprägt, die kostenlos durch Arme und Kranke genutzt werden konnten.

Seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert mehren sich Nachrichten über die Neu- oder Wiederentdeckung von Wildbädern, nun meist außerhalb von städtischen Siedlungen. Ein frühes und typisches Beispiel ist das württembergische Wildbad. Der in einem abgelegenen Schwarzwaldtal gelegene Ort verdankte seine Entstehung allein den heißen Quellen, von denen er auch seinen Namen hatte. Nicht zufällig setzt hier die schriftliche Überlieferung mit dem Überfall auf den Grafen Eberhard und seinen Sohn Ulrich ein, die im Frühjahr 1367 mit der ganzen Familie in dem Bad kurten. Dieser Über-

griff durch die Grafen von Eberstein, der in großen Teilen des Reichs mit Empörung aufgenommen wurde, hatte dem Wildbad im Schwarzwald große Popularität verliehen. Bald nach dem Überfall wurde es befestigt und erfreute sich infolge des starken Besucherandrangs einer raschen Entwicklung.



Abbildung 1: Plombières. Holzschnitt aus Konrad Gessner, *Libri excerptorum et observationum de thermis*. In: *De balneis omnia*, Venedig 1553 (aus: Martin S. 281).

Die Entdeckungslegenden von prominenten Wildbädern – diese erfreuten sich im 16. Jahrhundert, als derartige Sagen gleichsam als Gründungsgeschichten aufgezeichnet wurden, bereits einer ausgezeichneten Konjunktur

– heben auf ihre einsame Lage in der wilden Natur ab. Danach stießen zu meist Viehhirten oder Jäger auf freiem Feld, in undurchdringlichen Wäldern oder in Gebirgsgegenden auf das aus der Erde sprudelnde Wasser. Nach der lokalen Überlieferung, die in den Schriften des Karlsbader Arztes Fabian Summer erstmals faßbar wird, soll Karl IV. auf einem Jagdausflug die heißen Quellen des von ihm nachdrücklich geförderten Karlsbades entdeckt haben. Karl IV. stellte seine Gründung in Analogie zu der seines großen Vorgängers, der ebenfalls während der Jagd die Aachener Quellen gefunden haben soll und über ihnen seine Pfalz errichtete.

Die aus den Städten kommenden Badegäste brachte der Aufenthalt in den Wildbädern in engen Kontakt mit einer unkultivierten, wilden Umwelt, die so gar nicht dem literarischen Erlebnis- und Deutungsmuster von der Natureinsamkeit als einem „locus amoenus“ entsprach, in dessen Rahmen der höfische Roman das Bad unter freiem Himmel inszeniert hatte. Der vertraute Helfer der Münchener Herzöge Jordan Tömlinger beschrieb das Wildbad im Salzburgischen Gastein, in dem er 1467 bereits fünfmal mit „fürsten und herren“ geweilt und diese in seiner „cura“ gehabt habe:

„Das pat ligt gar an ainer herrten stat, di unlustig ist und mit klamen und hohen pergen umgeben, so vast, daz gar hartt in das padt zu kumen ist.“

In ähnlicher Weise beschrieb noch Paracelsus 1535 das Bad bei dem Kloster Pfäfers: Es liege tief unten in einer Schlucht wie in einem finsternen Loch, in das höchstens für eine Stunde am Tag die Sonne hineinscheine. In der Schlucht, die ständig vom Lärm des über Felsen tobenden Baches erfüllt sei, stünden nur kleine, elende Häuser. Sie könnten nur im Sommer zum Baden benützt werden.

Obwohl Sebastian Münster von Pfäfers gern eine Abbildung in seine Cosmographie gebracht hätte, war es ihm schier unmöglich, die Lage des so „grausam“ von Felsen eingeschlossenen Bades wiederzugeben. Wir müssen uns stattdessen mit seiner Darstellung von Leukerbad begnügen, das auch dem Typ eines abgelegenen Wildbades im Gebirge entspricht.

Die Badenfahrt, welche die Reisenden in die Einsamkeit der Wälder und Berge führte, erforderte umsichtige Planung und Organisation, da die Badenden nicht mit ihrem gewohnten Standard an Sicherheit, Unterkunft und Versorgung rechnen konnten. Reiseberichte, Briefe und Rechnungen geben Auskunft über die Verlegung ganzer fürstlicher Haushalte und umfangreiche Lebensmittellieferungen, über jedermanns Sorge um sicheres Geleit und angenehme Unterbringung.

Allerdings veranlaßte das in den Badeorten zusammenfließende Kapital, wie auch der zu erwartende Gewinn, vielerorts Investitionen, durch die zu-

sätzlicher Komfort für die wohlhabenden Gäste geschaffen wurde. Es wurden neue Badeherbergen gebaut, die ursprünglich offenen Piscinen überdacht, unterteilt und private Badehäuser errichtet. Die Besucher des exklusiven Baden in Aargau, das vom gesamten oberdeutschen Adel und den städtischen Führungsschichten frequentiert wurde, berichteten über zahlreiche Badehäuser für die höheren Stände, die um einen Hofraum gruppiert waren. Dort befanden sich zwei offene Becken für das gemeine Volk. Im 16. Jahrhundert wurden sie durch Gartenanlagen mit Lauben und Gartensäulen ergänzt, in denen die angesehenen Gäste und Bürger der Stadt nach dem Bad zu einem Abendtrunk oder einer gemeinsamen Mahlzeit zusammenkamen. In Wiesbaden besaßen geistliche Institutionen aus Mainz und dem Umland eigene Badeherbergen bzw. hatte deren Angehörige das Recht, in den von ihnen geförderten und daher mit einigem Komfort ausgestatteten Badehäusern bevorzugt zu wohnen und zu kuren.



Abbildung 2: Leuk im Wallis. Holzschnitt aus Sebastian Münster, *Cosmographiae universalis liber VI*. Basel 1550 (aus: Martin S. 234).

Im kleinen Bad Ems sorgten die Grafen von Katzenelnbogen und Nassau im 15. Jahrhundert für den Ausbau der Anlagen, für die 1382 lediglich ein Bad im Turm, d.h. einem festen Haus der Grafen in der Stadt, erwähnt wird. 1438 verpflichtete sich der Pächter des ihm auf Lebenszeit übertragenen Bades gegenüber den Grafen, innerhalb der nächsten acht Jahre die bislang

einzigste Badeherberge im Turm, in dem nur zwei Bäder vorhanden waren, mit der Anlage von vier weiteren auszubauen. Außerdem wünschte Graf Johann IV. von Katzenelnbogen ein neues, dreistöckiges Badehaus, für das eine große Stube und ein Sommersaal mit Kamin als Repräsentationsräume, zwei kleine Stuben, mehrere Kammern, zum Teil mit Kaminen und heimlichen Gemächern vorgesehen waren. Graf Johann sollte dazu das Baumaterial stellen. Im Gegenzug sicherte er sich und seinem Hofhalt während seiner Kuraufenthalte exklusives Wohn- und Baderecht. Durch derartige Baumaßnahmen wurden gesellschaftliche Räume hergestellt, die Bedürfnissen nach sozialer Abgrenzung entsprachen und auch gehobenen Ansprüchen auf Komfort und Repräsentation genügen konnten.

Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde die Institutionalisierung und die zunehmende wirtschaftliche wie soziale Bedeutung der Badenfahrt durch eine dichte Reihe von Traktaten begleitet. Ihre Autoren beschrieben auf der Grundlage der italienischen balneologischen Literatur die prominentesten deutschen Heilbäder mit ihren Indikationen und Wirkungsweisen und gaben ihren Gästen Baderegeln an die Hand. Während die um 1470 entstandene lateinische Schrift des Tübinger Mediziners und Leibarztes der Grafen von Württemberg, Johannes May, über eine lauwarmer Quelle in Calw ein ausgesprochen frühes, aber typisches Beispiel der Werbung für eine neue, allerdings nicht konkurrenzfähige Quelle im württembergischen Territorium darstellte, zielte der Nürnberger Barbier und Wundarzt Hans Folz mit seinem Reimpaargedicht »Von allen paden, die von natur heisz sein« (vor 1495) auf die Zusammenstellung und Popularisierung des ihm verfügbaren balneologischen Wissens. In seinem Bäderkatalog charakterisierte er neben den einschlägigen antiken, italienischen, französischen, spanischen und ungarischen Wildbädern die elf bekanntesten Bäder in Deutschland, zu denen er Baden bei Wien, Bad Gastein, Baden-Baden, Wiesbaden, Ems, Wildbad, Pfäfers, Leukerbad im Wallis, Liebenzell, Eger und Baden im Aargau zählte. In dieser Reihe hatten das schweizerische Baden sowie Ems an der Lahn den Charakter ausgesprochener Modebäder, in die man laut Folz „mer um lust dann um gesunt“ fahre.

Liest man allerdings die Baderegeln, die bei Folz zusammengetragen sind oder die angesehene Ärzte für ihre hochgestellten Patienten bzw. für den Gebrauch einzelner Heilquellen aufstellten, so läßt sich kaum die große Badelust erklären, die am Ausgang des Mittelalters immer mehr Menschen aller Stände in die Wildbäder zog. Je nach Qualität der Heilquelle und Konstitution des Badenden waren zwei- bis sechswöchige Badeaufenthalte vorgesehen, während derer man täglich vier bis zehn Stunden baden sollte. Der Augsburger Kaufmann Lucas Rem, der nach einem schweren rheumatischen Anfall auf ärztlichen Rat hin im Jahre 1511 für drei Wochen Pfäfers

aufsuchte, hat den Verlauf seiner Badekur gewissenhaft protokolliert. Er verweilte täglich bis zu elf, durchschnittlich sieben bis acht Stunden im Wasser, bis sich am 19. Tag der ebenso unvermeidliche wie angestrebte Badeausschlag einstellte, so daß er zum Abschluß nur noch ein bis drei, insgesamt jedoch 127 Stunden, badete. Rem vermerkte, daß er sich ordentlich an sein Regiment gehalten und wie ein Junggeselle ganz ohne Frauen gelebt habe. Aufgrund eines neuen Krankheitsschubs suchte er – wiederum nach Konsultation renommierter Ärzte – nun zusammen mit seiner Frau Wildbad auf, wo er es diesmal auf insgesamt 162 Stunden Badedauer brachte. Wieder betont er sein hartes Baderegiment, so daß er zum Schluß nichts mehr habe essen mögen und der Wein ihm auch nicht mehr geschmeckt habe.

Dieses buchlein saget
uns von allen badern
die vō natur heisß sein



Abbildung 3: Titelholzschnitt zu Hans Folz,
Büchlein von den naturheißnen Bädern, vor 1495
(aus: Martin S. 266).-

Überhaupt warnten die Ärzte vor dem Nahrungsgenuß und der schädlichen Wirkung des Schlafes während des Badens, da dies alle schädlichen Stoffe wieder in das Innere des Körpers ziehe, die eigentlich aus ihm heraustrieben werden sollten. Neben dem Purgieren vor dem Bad und der Einhaltung einer Diät, die allzu schwere, fette und scharfgewürzte Speisen während der gesamten Kur verbot, forderten sie, daß man auch das Werk der Liebe meiden solle, da es den Körper zu sehr schwäche, ja schlimmstenfalls zum Tod führen könne. Kann da noch von Badelust die Rede sein?

Abgesehen davon, daß sich längst nicht alle Kurenden so ernsthaft wie Lucas Rem an ihr Baderegiment gehalten haben, sind etliche wohl mehr um der Lust als der Gesundheit willen ins Bad gefahren, wie bereits Hans Folz andeutete. So unterschiedlich auch die Motive waren, eines war sicherlich allen Badenden gemeinsam: das Bedürfnis, die Kur so angenehm wie möglich zu gestalten und sich die langen Badezeiten auf kurzweilige Art und Weise zu vertreiben.

Um einen Eindruck vom Leben in den Wildbädern zu vermitteln, wurde in der Literatur immer wieder auf die Beschreibung der Bäder von Baden im Aargau durch Poggio Bracciolini rekurriert. In einem Brief an seinen Freund Niccolò Niccoli berichtete Poggio begeistert über seinen Aufenthalt in Baden, das er 1416 während des Konstanzer Konzils mit einigen Begleitern in der Hoffnung auf Linderung seines Gichtleidens aufgesucht habe. Poggio verglich den Ort mit den schon im Altertum berühmten Bädern von Puzzioli am Golf von Neapel, deren Reiz jedoch mehr auf der Schönheit der Landschaft und der Pracht der umliegenden Villen als auf den Badegewohnheiten und seiner festlich gestimmten Gesellschaft beruhe. Im Gegensatz dazu biete Baden durch seine Lage dem Gemüt keine oder nur eine kleine Erquickung, alles andere aber spende ungeheures Vergnügen.

Bei der nun folgenden Schilderung der vielfältigen Lustbarkeiten, die nach Poggios Ansicht mit einer Kur in Baden verbunden waren, soll es nicht darum gehen, zum wiederholten Mal auf den unbefangenen und freizügigen Umgang abzuheben, den die beiden Geschlechter beim gemeinsamen Baden miteinander pflegten, auch wenn dies noch weitere andere italienische Reisende in Deutschland verwunderte und diese zu ganz unterschiedlichen Stellungnahmen veranlaßt hat. Vielmehr soll der Frage nachgegangen werden, ob in der überschwenglichen Beschreibung der deutschen Badegebräuche und vielfältigen Formen des geselligen Zeitvertreibs eine neue Qualität von Unterhaltung erkennbar wird, die – zumindest aus der Perspektive des italienischen Humanisten – dem Leben in den deutschen Wildbädern abzugewinnen war.

Getrunken, gegessen, musiziert, getanzt, gespielt und geliebt wurde in den Kurorten zu allen Zeiten – bis heute. Aber worauf beruhte im späteren

Mittelalter die besondere Anziehungskraft des Treibens in den Badehäusern der guten Gesellschaft, und worin unterschied es sich von dem des einfachen Volkes? „Iucunditas animi“, heiteres Vergnügen, das war der zentrale Wert, an dem der italienische Humanist die gesellschaftliche Bedeutung der von ihm beobachteten Badesitten maß. Eine solche heitere Stimmung herrsche sowohl in den Bädern für das gemeine Volk, in denen sich Männer und Frauen zusammen tummelten, als auch in den vornehmen Badehäusern, wo sich auch viele Berührungspunkte für eine Begegnung der beiden Geschlechter böten. Obwohl hölzerne Wände in den Badebecken getrennte Räume für Männer und Frauen herstellten, könnten sie durch Fenster miteinander trinken, sich unterhalten, sich gegenseitig sehen und sogar anfassen. Rundherum seien Galerien angebracht, auf denen sich die Menschen zum Zuschauen und Plaudern einfänden. Jedem stehe es frei, auch andere Bäder zu besuchen, um dort das durch fröhliche und erotische Spielereien aufgelockerte Badetreiben zu beobachten, Gespräche zu führen, zu scherzen und den Geist zu erholen. Poggio betonte den kolloquialen Charakter des BADELEBENS, der ihn als einen der deutschen Sprache nicht Mächtigen davon abgehalten habe, einer Einladung zu einem der Badefeste, die des öfteren im Damenbad veranstaltet wurden, zu folgen. Es erschien ihm einfältig, stumm und sprachlos zwischen den schönen Frauen zu sitzen und den ganzen Tag nur mit Essen und Trinken zuzubringen. Zwei seiner Begleiter jedoch seien „magna cum animi iucunditate“ in jenes Bad gegangen, wo sie sich mit Hilfe eines Dolmetschers unterhalten hätten. Dennoch hatte Poggio an jenem fröhlich ausgelassenen BADELEBEN ausgiebig teilgenommen und bedauerte es nicht, keine Zeit zum Lesen oder Nachdenken zu haben. Bei den immerwährenden Zerstreungen, dem Klang und Gesang, der von allen Seiten her zu ihm dringe, erschiene es ihm geradezu töricht, gelehrten Tätigkeiten nachgehen zu wollen. Allerdings betonte er wiederholt, daß ihm seine mangelnden Sprachkenntnisse die größte Badelust vorenthielten, da die Unterhaltung durch Gespräche von allen die vorzüglichste sei. Am Ende seines Briefes beteuerte er die Tendenzlosigkeit seiner Schilderung: Er wolle weder die Deutschen loben noch die Italiener tadeln, denen allerdings durch Mißtrauen, Ehrgeiz und Gewinnstreben ein solch unbeschwertes, gleichsam paradiesisches Leben fremd sei. Er verfolge allein die Absicht, seinem Freund die Lebenslust, die er persönlich in den Bädern empfunden habe, durch den Inhalt seines Briefes zu vermitteln. Darüber hinaus bitte er ihn, auch Leonardo Bruni an diesem Brief teilhaben zu lassen – sicherlich auch deshalb, weil Poggio darin auf einen Text Brunis angespielt hatte.

In der Forschungsliteratur ist Poggios Bericht bisweilen als höchst unzuverlässig eingestuft worden, da er eigentlich auf den Entwurf eines idyllischen Lebens des „bon sauvage“ jenseits der Alpen ziele, das gegen die ver-

rottete Zivilisation des Quattrocento-Italien ausgespielt werden sollte. Wegen seiner offenherzig protokollierten delikatsten Details hatte Poggios Brief bereits die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich gezogen, die in Anknüpfung daran den Topos vom lasziven und zügellosen Treiben in den Wildbädern prägten und stets auf Baden als **das** Exempel für ein verrufenes Wildbad verwiesen.

Poggios Text ist gleichwohl keine ethnologische Beschreibung, sondern gehört in den Kontext der humanistischen Briefliteratur und gehorcht deren literarischen Modellen und Vorbildern. Das Schreiben ist daher vielmehr als ein herausragendes Zeugnis dafür zu werten, wie unter italienischen Humanisten eine gruppeninterne Verständigung über die Art und Weise hergestellt wurde, in der gepflegte, gesellige Unterhaltung in der Freiheit des Bades, fern von den täglichen Geschäften und der gelehrten Tätigkeit zu gestalten sei. Daher wäre es unredlich, jene Vorstellungen, die Poggio im literarischen Gespräch mit humanistisch gesinnten italienischen Literaten und Gelehrten entwickelt hat, als objektive Schilderung der Verhältnisse nördlich der Alpen anzusehen. Sein Brief bedarf zumindest eines Vergleichs mit einer anderen Textsorte, möglichst deutscher Provenienz.

Tatsächlich verfügen wir mit dem Reisebericht des Hans von Waltheym über eine Kontrollmöglichkeit, da er einer der wenigen Schilderungen des Badener Badelebens aus dem 15. Jahrhundert darstellt, die unabhängig von Poggio entstanden sind. Der wohlhabende Sälzer Hans von Waltheym aus Halle an der Saale hatte auf dem Rückweg von seiner Pilgerreise nach St. Maximin in Südfrankreich im Jahre 1474 eine dreiwöchige Kur in Baden eingelegt. In seinem Reisebericht schilderte er ausführlich seinen Aufenthalt: In Baden traf er auf vornehme Gäste, wie den Ritter Hans von Ems aus Freiburg im Breisgau, einen Rat Herzog Albrechts von Österreich, der dort zusammen mit seiner Frau und deren Freundin sowie seinem Kaplan badete. Zu dieser Badegesellschaft gehörten noch ein Domherr aus Zürich „vnde andere hern und gute lüte“, die dort ein eigenes Bad gemietet hatten und Waltheym zu sich einluden. Dank seines liebenswürdigen Charakters und seiner gesellschaftlichen Gewandtheit war er mit allen bald freundschaftlich verbunden, so daß er viel von den inneren politischen Verhältnissen Freiburgs erfuhr. Auch die Gästeschar der übrigen Badeherbergen war von einer vergleichbar exklusiven Zusammensetzung: Dort badeten „graven, hern, rittere vnd knecht vnd vile eddil lute uß Swobin vnd uß andern landen, und dorzu vile schoner frawen burgere vnd burgeriyne“ aus Basel, Konstanz, Lindau etc., deren Prachtentfaltung mit kostbaren Kleidern und silbernen Trinkgefäßen Waltheym ausgiebig bewunderte.

Doch wie inszenierte diese gute Gesellschaft von vornehmen Adligen und reichen Bürgern ihr Badeleben, womit unterhielt sie sich, wie pflegte

sie ihre Geselligkeit? Hinweise finden sich in der zeitgenössischen Korrespondenz, in der Freunde oder Verwandte ihre geplanten Badereisen ankündigten, um sich rechtzeitig zu gemeinsamen Unternehmungen verabreden oder einladen zu können. Graf Philipp von Katzenelnbogen beispielsweise schrieb dem Markgrafen Karl von Baden am 5. Juni 1469, daß er mit seinen Töchtern in Bad Ems kuren wolle, und fragte an, ob er ihnen nicht Gesellschaft leisten wolle. Der rheinische Wappendichter Erhard Wameszhafft gibt ein aufschlußreiches Zeugnis über die Formen, in denen eine solche exklusive Geselligkeit stattfand. In der Vorrede seines »Hodoeporicon« berichtete er, daß er 1477 im Gefolge des Erzbischofs von Mainz und einiger Fürsten, Grafen und Herren bei dem Grafen Philipp von Katzenelnbogen und seiner Gemahlin zu Ems im Bade gewesen sei, wo „inn kurtzwhile vnd in eren“ aus Büchern vorgetragen worden sei. Graf Philipp habe seinen Gästen den Bericht seiner Pilgerreise vorlesen lassen, die er als junger Mann in den Jahren 1433 bis 1434 ins Heilige Land unternommen hatte. Bei dieser Gelegenheit habe der Mainzer Erzbischof Dietrich von Isenburg, ein Verwandter und politischer Verbündeter des Grafen, ihn, Wameszhafft, mit der Herstellung einer Reimfassung des Pilgerberichts beauftragt.

Vergleicht man diese insgesamt doch recht seriösen und zweckgerichteten Formen von Badegeselligkeit, -unterhaltung und -repräsentation mit dem heiteren, lasziven und witzigem Esprit, der Poggios Badevergnügen würzte, so stellt sich Frage, ob sich im Laufe des 15. Jahrhunderts innerhalb der guten Gesellschaft qualitative Veränderungen oder auch sozial bedingte Unterschiede in der Badegeselligkeit feststellen lassen. Aufschlußreich ist ein Brauch, der sich im Zusammenhang der Badeunterhaltung ausgebildet hat. In Briefwechseln und Widmungsschreiben des 15. und 16. Jahrhunderts finden sich zahlreiche Hinweise auf Geschenke, die man den Badenden zur Aufmunterung und Stützung der Bademoral, verbunden mit Wünschen für die Genesung und den Verlauf einer erfolgreichen Kur ins Bad sandte. Derartige Geschenke waren ein beliebtes Mittel, um die verschiedensten verwandtschaftlichen, politischen, geschäftlichen, freundschaftlichen oder literarischen Beziehungen zu pflegen. Ob es sich dabei um umfangreiche Lebensmittellieferungen handelte, welche die gastgebende Stadt fürstlichen Haushalten ins Bad sandte, oder um Wein, Wildbret, Obst, Südfrüchte und Konfekt, Blumen- und Kräutergebinde, Bücher, Gedichte und andere literarische Erzeugnisse, alles diente dem Schenkenden der Demonstration des eigenen Prestiges und dem Beschenkten gegenüber als Ausdruck der persönlichen Wertschätzung.

Aus diesem Kommunikationsgeflecht hebt sich ein besonders kunstvoll geknüpft und sorgfältig gepflegtes Netz geselliger Beziehungen heraus, das in erster Linie durch den Austausch literarischer Aufmerksamkeiten

charakterisiert wird. Die Teilhaber an diesem literarischen Badezirkel gehören zu der neuen humanistischen Bildungselite, die als hohe Funktionsträger, als gelehrte Räte, Juristen, Ärzte, Prediger oder Universitätsprofessoren an den Fürstenhöfen, Städten und Universitäten tätig waren. Ihr Zusammengehörigkeitsgefühl beruhte auf ihrem gemeinsamen Interesse an den „*studia humanitatis*“, welches sie unabhängig von Herkunft, sozialem Stand und konkretem Wirkungsort zu Teilhabern einer identischen Lebensform, nämlich der des Gelehrten, machte. Die Briefe und die Widmungsschreiben, mit denen sie untereinander Grüße, Neuigkeiten und Badegeschenke austauschten, liefern ein aufschlußreiches Zeugnis über die von ihnen gepflegten Formen von Badegeselligkeit sowie ihre spezifischen Vorstellungen und Bedürfnisse von Unterhaltung und Zerstreuung während der Badekur.

Gerade die Korrespondenz des gelehrten Straßburger Juristen und Theologen Peter Schott bietet hierfür zahlreiche Belege. Eine besonders enge Freundschaft pflegte er mit Johannes Geiler von Kaysersberg, den er für die von ihm eingerichtete Prädikatur am Straßburger Münster gewonnen hatte. Im Jahre 1481 waren Peter Schott und Geiler von Kaysersberg zur gleichen Zeit auf Badenfahrt, allerdings in verschiedenen Orten: Der eine in Wildbad, der andere in Baden-Baden. In einem Brief an Geiler schrieb Schott, daß er dessen Gesellschaft sehr vermisse, aber sich freue zu hören, daß Geiler seine Badekur auf angenehme Weise, „*iucunde*“ verbringe. Gleichzeitig bedankte er sich für die Schwänke, die sein Freund und dessen Badegenosse ihm ins Wildbad geschickt hätten und über die er sich köstlich amüsiert habe. Sie hätten das gemeinsame Abendessen seiner Familie so gut gewürzt, daß sich fast alle im wahrsten Sinne des Wortes schlapp gelacht hätten, besonders die Mägde, die sich kaum hätten halten können. Am Ende kündigte er Geiler eine Gegengabe als Badegeschenk an. Dies sei hoffentlich zivilisierter als die wenig einladende, verregnete Bergwelt, in der sie ihre strapaziöse Badekur verbringen müßten. Denn schließlich sollten ihre Gemüter nicht ganz von den waldigen Abhängen der sie umgebenden Berge erdrückt werden.

Das wichtigste Ziel der Badekuren, die dieser Straßburger humanistische Freundeskreis unternahm, ist also ganz offenbar das Erreichen eines Gemütszustandes, den Peter Schott mit den selben Worten wie Poggio als „*iucunditas animi*“ beschrieben hat. Nur Poggio hat explizit beschrieben, was genau darunter zu verstehen sei: Traurigkeit meiden, Heiterkeit suchen und an nichts anderes als an Lebensgenuß denken – eine ziemlich schwierige Aufgabe für einen ernsthaften und nacharbeitenden Gelehrten wie Peter Schott. Während Poggio zu diesem Zweck das geistvolle, witzige Gespräch, die ausgelassene, humorvolle Plauderei – auch über schlüpfrige und deftige

Sujets – kultivierte, zu denen ihm das Badeleben genügend Anschauungsmaterial bot, haben die deutschen Humanisten ihre Unterhaltung in schriftliche Formen gegossen, mit denen sie über größere Distanzen eine frohe Gemeinschaft herstellen konnten. Witze, Rätsel, Gedichte und Schwänke waren die beliebtesten Mittel, die ihnen im Freiraum des Bades Entspannung und Erholung von ihren intensiven Studien und aufreibenden Geschäften verschaffen sollten.

Der Tübinger Humanist Heinrich Bebel, dessen literarisches Oeuvre von derartigen kleinen Formen wie Anekdoten, Sprichwörtern und Schwänken geprägt ist, hat diese Art gebildeter Unterhaltung mit seiner lateinischen Fazetiensammlung programmatisch in der Badekultur verankert. Die Vorrede zu dem 1506 abgeschlossenen ersten Buch bildet den Rahmen eines komplexen Rechtfertigungs- und Präsentationsverfahrens für sein Unternehmen. Bebel widmete es einem seiner Gönner, dem württembergischen Rat, einflußreichen Juristen und Stuttgarter Stiftsherrn Petrus Jakobi, der Gesundheit in Wildbad suchte. In seiner Widmungsadresse bezog er sich auf den schwäbischen Brauch, guten Freuden, die sich im Bad aufhalten, Geschenke zu schicken. Er könne ihm aufgrund der eigenen begrenzten finanziellen Möglichkeiten zwar nur eine bescheidene papierne Gabe senden, aber diese halte er für besonders geeignet für Badende. Er sei überzeugt, daß sie ihm auch willkommen sei, denn jeder Mensch solle seine Zeit mit „otium et negotium“, mit „seria et ioci“ verbringen. Während seine Schwänke an den lärmenden Höfen gemieden und verachtet würden, finde man sie bei frohen Tischgesellschaften, denen sie als besonderes „Salz“ die Speisen würzten, und zwischen den Trinkbechern der Gelehrten, denen sie mit Scherzen die Sorgen milderten.

Damit hatte Bebel die entspannende und erheiternde Wirkungsart der Fazetien in einen physisch-psychischen Gesamtzusammenhang von Genuß, Erholung und Gesundheit integriert, der durch den Widmungsanlaß und die wiederholte Bezugnahme auf das freizügige Bäderwesen innerhalb der einzelnen Schwänke noch konkretisiert wurde. Darüber hinaus lieferte er mit dem Verweis auf den übergeordneten diätetischen Nutzen dieser freizügigen, aber durch ihre Latinität auf ein exklusiv-gelehrtes Publikum beschränkten kleinen Erzählungen zugleich die Rechtfertigung für seine Fazetiensammlung.

Mit seiner geschickten Adressaten- und Vorredentechnik zielte Bebel in das Zentrum des alten poetisch-rhetorischen Legitimationsschemas des Scherzens, auf das auch Poggio rekurriert hatte. Bereits antike Autoritäten bestätigten, daß die menschliche Natur regelmäßiger Erholung und Erquickung bedürfe, um sich nicht so schnell zu verbrauchen, und deshalb auf den steten Wechsel von Arbeit und Entspannung, Ernst und Heiterkeit angewie-

sen sei. In zahlreichen didaktischen Werken des Humanismus wird betont, vor allem für den Gelehrten sei es wichtig, daß er sich von Zeit zu Zeit von der schweren Gedankenarbeit seiner Studien löse. In froher Geselligkeit mit den Freunden, im heiteren Spiel, durch urbanen Witz und Scherz könne er Entlastung finden und neue Energien sammeln. Das Neue und für die gesellschaftliche Bedeutung der Badekultur Interessante ist nun, daß Bebel diese Form von leichter Unterhaltung erstmals in einen ganz engen, funktionalen Zusammenhang mit dem Badewesen gebracht hat. In seiner Sicht ist das eine wie das andere für die vollkommene Erholung und Gesundung des Menschen notwendig. Beide müßten zusammenwirken, um einen umfassenden Kurerfolg zu gewährleisten. Unterhaltung wird nicht mehr als Medizin **gedacht**, mit therapeutischen und pharmakologischen Mitteln verglichen, sondern **ist** Medizin und soll zusammen mit den Bädern verabreicht und genossen werden. Dem Purgieren von schädlichen Stoffen durch Aderlaß und abführende Maßnahmen, der Erwärmung, Verflüssigung und Ausschwemmung zäher, versteinelter Ablagerungen im Körper durch das Baden treten – auf Grundlage derselben humoralmedizinischen Lehre – nun der läuternde und anregende Effekt von Geselligkeit und Unterhaltung als gleichwertige und ebenso notwendige therapeutische Maßnahmen an die Seite.

Es liegt jedoch nahe, daß der von einer intellektuellen Elite begründete Anspruch auf eine Badegeselligkeit, die mit allen Mitteln und als einziges Ziel den Lebensgenuß verfolgte, nicht auf ungeteilte Zustimmung traf. Die geistliche Kritik stieß sich vor allem an jenen Akzidentien des Badens, die mit allen hohen oder niederen Formen von Unterhaltung verbunden waren. Zuerst reagierten die Ordensreformer auf die zunehmende Gewohnheit der Mönche, an den weltlichen Badefreuden teilzunehmen. Statuten und Consuetudines verboten das Baden außerhalb des Klosters in öffentlichen Badestuben und verbanden den Besuch von Heilbädern mit strengen Auflagen. Derartige Vorschriften mußten immer wieder eingeschärft werden, und die Klostersvisitatoren des 15. Jahrhunderts führten einen ständigen Kampf gegen die von den Mönchen beanspruchte Badefreiheit. Auf dem Basler Konzil hat der Melker Prior Martin von Senging in seinen Reformvorschlägen für die Benediktiner die Trennung der Mönche vom weltlichen BADELEBEN begründet. Gerade weil sie „*mundo mortui*“ seien, dürften sie sich vor den in der Welt Lebenden nicht bei der Beschäftigung mit dem Körper zeigen. Für den Fall, daß ein Mönch aus gesundheitlichen Gründen ein öffentliches Heilbad aufsuchen müsse, solle er sich äußerst sittsam und ehrbar aufführen und keinesfalls leichtfertigen Unterhaltungen frönen. Durch seine Kleidung müsse er stets deutlich auf seinen religiösen Stand hinweisen, noch besser

freilich sei es, wenn er sich nach Möglichkeit das Thermalwasser in seine Unterkunft bringen lasse.

Auch die balneologische Fachliteratur zeigte zunächst eine zwiespältige Einstellung gegenüber jenen von Poggio beschriebenen urban-freizügigen Badesitten. Alle Autoren nahmen Bezug auf Poggios Schilderung, die sie durchweg als eine herausfordernde Anleitung zum Genuß weltlicher Bade- freuden gelesen hatten.

Um 1450 verfaßte der Züricher Stifths herr Felix Hemmerli, ein streitbarer Jurist, als erster Autor in Deutschland einen »Tractatus perutilis de balneis naturalibus sive termalibus«. In seinen Mittelpunkt stellte Hemmerli das laszive Treiben in den Bädern von Baden, an dem, wie er rügte, auch Kleriker und Religiöse beiderlei Geschlechts teilnahmen. Allen jedoch warf er vor, die biblische Weisheit von der notwendigen, lebensspendenden Wirkung von Freude als Freibrief für ungezügelter Sinnesfreuden zu mißbrauchen. Dies sei mit einer christlichen Ethik und Moral nicht vereinbar und widerspreche auch dem geltenden kanonischen und weltlichen Recht. Daraus zog Hemmerli die Konsequenz, eine Anleitung zur rechten therapeutischen Anwendung der Bäder geben zu müssen.

Tractat der Wildbäder natur

verrichtung vnd eigenschafft mittsampt vnderweisung wie sich ein jeder bereiten sol ee er badet/auch wie man badens vnd entliche züffel der badenden werden sol/Verfaßt mit groiffen fleiß durch Laurentium Friesen der freien kunst vnterrichters doctoren.

Lorenz Fries

Im Privilegio



Abbildung 4: Titelholzschnitt zur ersten Ausgabe des Wildbädertraktats von Lorenz Fries, Straßburg 1519 (aus: Martin S. 273).

In seiner scharfen Zeitkritik sind ihm die Autoren der volkssprachlichen Badebüchlein des 15. Jahrhunderts nicht gefolgt, wenngleich sie alle auf Hemmerlis Text zurückgegriffen, ihn bearbeitet bzw. übersetzt haben. Es ist jedoch zu bedenken, daß es sich bei den Traktaten eines Jordan Tömlinger oder Hans Folz um Arbeiten von Hofliteraten, die selbst am geselligen BADELEBEN teilnahmen, oder um Auftragsarbeiten für hohe Standespersonen handelte.

Erst die Autoren aus dem Kreis der Straßburger Humanisten wie Lorenz Fries, Otto Brunfels, Gregor Saltzmann und Georg Pictorius bemühten sich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, das Wissen um die rechte Art des Badens zu popularisieren. Sie wandten sich direkt an das „gmein volck“, und „sonderlich das Bours volck“, das bislang nichts von diesen Baderegeln wußte und auch nicht die Möglichkeit hatte, vor der Badenfahrt erfahrene Ärzte zu konsultieren. Ihr Anliegen war es, das Badeverhalten dieser Menschen zu regulieren und zu zivilisieren, nicht zuletzt vor den schädlichen Folgen ungezügelter Badelust zu warnen. Von unvernünftigen Badenarren, die als Gesunde nur mit dem Wunsch nach Unterhaltung ins Bad zögen, hat Lorenz Fries die Rede kolportiert:

„würtzknecht bring unns die vollen fleschen mit wein / wir wöllen tag vnd nacht voll sein / nichts zu schaffen haben mit der artzte tränk.“

Auf derartige Unsitten wird auch im Titelholzschnitt des Erstdrucks von Fries' Wildbädertraktat durch die Einführung der Narrenikonographie angespielt. Der Text wiederum führte den ungehemmt im Bad zechenden Männern und Frauen vor Augen, daß schon mehr Leute vom falschen Baden als durch das Schwert gestorben seien. Hier kann noch nicht die Rede von einer medizinischen Legitimierung der Badelust sein. Der Autor verwies vielmehr mit erhobenem Zeigefinger auf die ciceronianische Pflichtenlehre, mit der den Lesern deutlich gemacht werden sollte, daß der Mensch von Natur aus nicht zu „schimpff vnd kurtzweil“ geschaffen sei, sondern „zuo strengigkeit vnd den dingen / so vns die notturfft zwinget“. Der zweite Teil des Zitats, das dem Menschen gleichwohl Spiel und Scherz konzidiert, freilich erst nach dem Abschluß schwieriger und ernster Arbeiten, ist dem Leser kurzerhand vorenthalten worden. Und Ciceros Vorstellungen über die Art des Scherzens, nämlich nicht auf ausgelassene und maßlose Art, sondern vornehm und witzig, scheint für die Leserkreise, die Fries und seine Kollegen ansprechen wollten, wohl doch zu anspruchsvoll gewesen zu sein.

Anders ist es mit den Schriften prominenter Badeärzte bestellt, die bei einem vornehmen und zahlungskräftigen Publikum für einzelne Badeorte werben sollten. Darin wurde die Badeunterhaltung durchaus als wirksames

medizinisches Mittel gegen jede Form von psychosomatischen Beschwerden empfohlen, die aus „unlust[...], widermut vnd melancoley“ resultierten. So versprach der Koblenzer Arzt und spätere Marburger Professor Johannes Dryander dem Kurgast in seiner 1535 erschienenen Schrift »Vom Eymbser Bade«:

„Wan diser ins Eymser oder ein gleichs badt kompt / all da ein zeitlang verharret / würdt gesundt / nit des badens / sonder guter gesellschaft vnd gutes lebens halben.“

Quellen- und Literaturauswahl

- FÜRBETH, F.: Bibliographie der deutschen oder im deutschen Raum erschienenen Bäderschriften des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 13, 1995, S. 217-252. (Hier findet sich eine Zusammenstellung der wesentlichen Quellen und einschlägigen Literatur. Im folgenden wird daher nur auf dort nicht nachgewiesenen, v.a. nicht fachliterarische Quellen sowie die wichtigste weiterführende oder neuere Forschungsliteratur verwiesen.)
- BARNER, W.: Legitimierung des Anstößigen. Über Poggios und Bebels Fazetien. In: Sinnlichkeit in Bild und Klang. Festschrift für P. Hoffmann zum 70. Geburtstag. Hrsg. von H. DELBRÜCK (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 189). Stuttgart 1987, S. 101-137.
- DERS.: Überlegungen zur Funktionsgeschichte der Fazetien. In: Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhundert. Hrsg. von W. HAUG / B. WACHINGER (Fortuna vitrea 8). Tübingen 1993, S. 287-310.
- BEBEL, H.: Facetien. Hrsg. von G. BEBERMEYER (Bibliothek des Literarischen Vereins 276). Stuttgart 1931.
- BITZ, M.: Badewesen in Südwestdeutschland 1550-1840. Zum Wandel von Gesellschaft und Architektur (Wissenschaftliche Schriften IX, 108). Idstein 1989.
- FÜRBETH, F.: Zur Bedeutung des Bäderwesens im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Paracelsus und Salzburg. Hrsg. v. H. DOPSCH / KRAMML (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Erg.-Bd. 14). Salzburg 1994.
- DERS.: Badenfahrten im 15. Jahrhundert. Die Wiederentdeckung der Natur als kulturelles Ereignis. In: Natur und Kultur in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. von A. ROBERTSHAW / G. WOLF. Tübingen 1999, S. 267-278.
- MARTIN, A.: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Neudruck der Ausgabe Jena 1906. München 1989.

- MEHRING, G.: Badenfahrt. Württembergische Mineralbäder und Sauerbrunnen vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte 13). Stuttgart 1914.
- POGGIO Bracciolini. Lettere. Hrsg. von H. HARTH. Bd. 1. Florenz 1984, Nr. 46, S. 128-135 (Paraphrasierung nach einer Übersetzung des Jahres 1800 bei MARTIN S. 239-245).
- Tagebuch des Lucas REM aus den Jahren 1494-1541. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte der Stadt Augsburg. Hrsg. von B. GREIFF. In: 26. Jahresbericht des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg für das Jahr 1860. Augsburg 1861.
- SCHMITZ, H.-G.: Physiologie des Scherzes. Bedeutung und Rechtfertigung der *Ars Iocandi* im 16. Jahrhundert (Deutsche Volksbücher in Faksimiledrucken, Reihe B, 2). Hildesheim u.a. 1972.
- Petrus SCHOTT. *Lucubraciunculae ornatissimae*. Hrsg. von M. A. u. M. L. COWIE: *The Works of Peter Schott*. 2 Bde. Chapel Hill 1963-1971.
- Die Pilgerfahrt des Hans von Waltheim im Jahre 1474. Hrsg. von F. E. WELTI. Bern 1925.
- Erhart Wameszhaffts *Hodoeporicon* oder Die Beschreibung der Reise des Grafen Philipp von Katzenelnbogen nach dem hl. Lande (1433/34). Hrsg. von A. BACH. In: *Nassauische Annalen* 44, 1916/17, S. 107-152. Neudruck in: A. BACH: *Germanistisch-Historische Studien*. Hrsg. von H. M. HEINRICHS / R. SCHÜTZEICHEL. Bonn 1964, S. 393-441.

Martina Bleymehl-Eiler

„Das Paradies der Kurgäste“ – Die Bäder Wiesbaden, Langenschwalbach und Schlangenbad im 17. und 18. Jahrhundert

„Da liegt es nun, das Paradies der Kurgäste!“ Dieser freudige Ausruf eines Reisenden, der sich vom Rhein her kommend dem Taunus näherte, gibt etwas von den überaus positiven Assoziationen wieder, die im 18. Jahrhundert bei Personen jeden Standes die Nennung der Namen Wiesbaden, Langenschwalbach und Schlangenbad hervorrief. Was machte den Reiz dieser drei Orte aus? Und warum nennen zeitgenössische Reiseberichte sie so oft in einem Atemzug?

Um diese Frage beantworten zu können, möchte ich die drei Orte in allen jenen Facetten, die zur Kur gehören, näher vorstellen. Medizinisches werde ich dabei ebenso beleuchten wie die Architektur der Bäder, die zur Kur gehörende Infrastruktur und die gesellschaftlichen Komponenten des Kurlebens.

Von den drei genannten Badeorten war Wiesbaden der traditionsreichste. Wenn man heute von der „Weltkurstadt“ spricht, so übersieht man, daß die Stadt erst im 19. Jahrhundert diesen Rang erreichte. Im 18. Jahrhundert war von diesem Glanz noch nichts zu spüren. Wiesbaden, das seit dem Mittelalter zum Herrschaftsbereich der Grafen von Nassau gehörte, war Sitz eines Amtes, einer Kellerei und einer Renterei. Ausgebaut wurde diese zentralörtliche Funktion, als 1700 Fürst Georg August von Nassau-Idstein im nahegelegenen Dorf Biebrich mit dem Bau eines Sommerschlusses begann. Sein Nachfolger, Fürst Karl von Nassau-Usingen, wählte 1744 Biebrich zur ständigen Residenz und verlegte den Sitz der Zentralbehörden von Usingen nach Wiesbaden. Die kleine Ackerbürgerstadt, die zu dieser Zeit gerade 2000 Einwohner zählte, stieg zur Hauptstadt des Fürstentums Nassau-Usingen auf.

Unabhängig von der politisch-administrativen Funktion konnte Wiesbaden auf eine lange Tradition als Kurort zurückblicken. Die am Taunusrand entspringenden Kochsalzthermen nutzten bereits die Römer zu Heilzwecken. Die Wirkung der „mathiakischen Quellen“, der „Aquae Mattiacae“, wie der lateinische Name für Wiesbaden lautete, beschrieb Plinius der Ältere in seiner »Naturalis Historia«. Gesicherte Nachrichten über den Badebetrieb im Mittelalter stammen aus dem Jahr 1232. Spätestens seit diesem Zeitpunkt ist eine kontinuierliche Nutzung der Quellen zu therapeutischen Zwecken bezeugt.

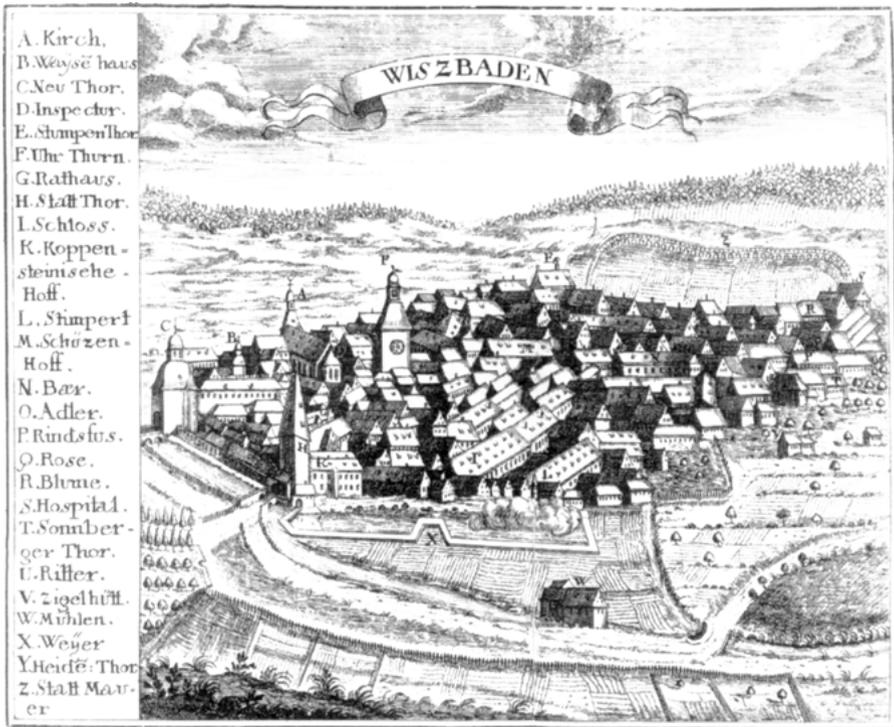


Abbildung 1: Ansicht von Wiesbaden um 1730. Kupferstich von H. Ostertag und B. Cöntgen nach einer Zeichnung des Wiesbadener Malers Bager (aus: Hellmund, Ther-mographia Paraenetica oder nützliches Badbuch. Wiesbaden 1731).

Da die Thermalquellen, die zu den heißesten Quellen Europas zählen, im nördlichen Stadtteil zutage treten, konzentrierten sich dort auch die Badeanlagen. Die Attraktion dieses Bezirks war der offen gefaßte Kochbrunnen, der von der ergiebigsten aller Wiesbadener Quellen gespeist wurde. Da deren Wasser 67 Grad heiß aus der Erde tritt, war der Brunnen stets in Dampfswaden gehüllt. Diese waren so charakteristisch, daß sie in zeitgenössischen Beschreibungen stets erwähnt und auch auf älteren Stadtansichten, zum Beispiel auf einem Kupferstich aus dem Jahre 1637, abgebildet wurden. Bis ins 18. Jahrhundert hinein nutzte man das Thermalwasser ausschließlich zum Baden. Nur sehr zögerlich verordneten die Ärzte das Wiesbadener Wasser auch zur innerlichen Anwendung. Die Trinkkur blieb jedoch bis ins 19. Jahrhundert von untergeordneter Bedeutung.

Die zahlreichen balneologischen Abhandlungen, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts über Wiesbaden erschienen, schrieben einem Bad in den

Kochsalzquellen Heilkraft bei einer Fülle von Krankheiten zu. Die Verfasser, unter ihnen bekannte Ärzte wie der auch in Langenschwalbach tätige Daniel Horstius, priesen die gute Wirkung der Quellen bei Nierenleiden, Husten und Podagra, d.h. Gicht, sowie Beschwerden des Bewegungsapparates. Gegen Ohrensausen sollte das Wasser ebenso helfen wie bei chronisch kalten Füßen, Hautausschlägen, Frauenleiden und Bleichsucht. Nicht zuletzt versprach eine Kur in Wiesbaden auch Besserung bei psychosomatischen Störungen wie Angstzuständen und Melancholie. Heute werden vor allem Patienten mit arthritischen und rheumatischen Beschwerden Bewegungsbäder im Thermalwasser verschrieben.

Ausführlich informierten die zeitgenössischen medizinischen Schriften auch über die richtige Anwendung der Bäder. Da ein Bad im heißen Thermalwasser als gesundheitsschädlich galt – heute weiß man, daß es den Kreislauf extrem belastet – rieten die Ärzte dringend, nur in lauwarmen Wasser zu baden. Ideal war die Temperatur, wenn es den Badenden beim Hineinsteigen leicht schauerte. Thermometer, um die Wassertemperatur zu überprüfen, waren noch Ende des 18. Jahrhunderts in Wiesbaden nicht in Gebrauch. Die Dauer des Bades sollte in den ersten Tagen der Kur nicht länger als eine halbe Stunde betragen, konnte aber im weiteren Verlauf auf bis zu eineinhalb Stunden gesteigert werden. Ein Blick auf die bereitgestellte Sanduhr half die vorgeschriebene Badezeit einzuhalten. Zur empfohlenen Anwendung gehörte auch, sich nur bis zum Nabel in das Wasser zu setzen. Aus Furcht vor Erkältungen trugen die Badenden eine Haube, hüllten den Oberkörper in eine Art Bademantel aus Leinen und wickelten um den Unterleib noch einen Leinenschurz. Nach dem Verlassen des Wassers entledigten sie sich der nassen Kleidung, wickelten sich sorgfältig in bereitgelegte erwärmte Tücher und begaben sich ängstlich jede Zugluft meidend auf ihre Zimmer. Dort legten sie sich zu Bett und warteten den einsetzenden Schweißausbruch ab.

So gut wir über Indikationen und Kurvorschriften Bescheid wissen, so dürftig sind unsere Informationen über die Architektur der Wiesbadener Badehäuser vor 1800. Auf Anschauungsobjekte können wir uns leider nicht mehr stützen, denn keine der 24 Badeherbergen, die im 18. Jahrhundert existierten, ist heute noch erhalten. Sie alle mußten im Zuge des Stadtausbaus nach 1800 Neubauten weichen. Um überhaupt noch etwas über die Konstruktion und Ausstattung zu erfahren, bleibt nur der Weg, verstreute Informationen aus den Akten zusammenzutragen.

Wer in die Stadt zum Baden kam, hatte die Wahl, sich in einer Badeherberge mit Gemeinschaftsbecken oder Einzelkabinetten einzuquartieren. Wie ein Badehaus mit Gemeinschaftsbecken angelegt war, zeigt der Grundriß des Hauses „Zum Vogelsang“ aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er

ist – abgesehen von dem Plan für das Hospitalbad – der einzige erhaltene Grundriß eines Wiesbadener Badehauses aus der Zeit vor 1800.

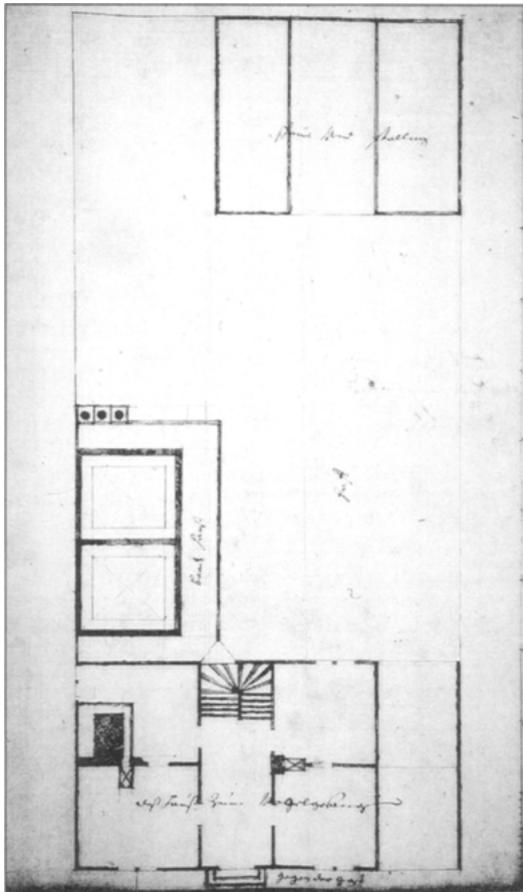


Abbildung 2: Grundriss der Badeherberge „Zum Vogelsang“ in Wiesbaden mit angebautem Badehaus aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts (Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden).

Der Gebäudekomplex in der Webergasse bestand aus dem traufseitig zur Straße stehenden Wohnhaus mit den Gästezimmern und dem eigentlichen Badehaus, das hofseitig an das Wohnhaus angebaut war. Die Gäste konnten also von den Zimmern in das Bad gelangen, ohne ins Freie zu müssen.

Der „Vogelsang“ war wie die meisten Wiesbadener Badehäuser ein Fachwerkbau. Die Steinbauweise setzte sich erst im fortschreitenden 18. Jahrhundert unter dem Druck landesherrlicher Bauordnungen durch. Allen

Badehäusern gemeinsam war die besondere Konstruktion der Dächer. Sie enthielten eine oder mehrere kaminähnliche Öffnungen, durch die der Dampf des heißen Wassers abziehen konnte. blieb in den einfacheren Häusern das Dachgebälk sichtbar, hatten die Besitzer der besser ausgestatteten Häuser die Dachkonstruktion und die Abzugsöffnungen durch einen Zwischenboden, in dem ebenfalls Abzugsöffnungen angebracht waren, maskiert. Damit die Dampfungwicklung des einlaufenden heißen Wassers nicht störte, hatten die Badehäuser eine lichte Höhe von bis zu elf Metern.

Im Grundriß sind für das Badehaus „Zum Vogelsang“ zwei annähernd quadratische Becken von etwa 3,5 m Seitenlänge eingezeichnet. Die Tiefe der Becken wird mit 60 bis 80 cm angegeben. In die Becken führten Stufen und an den Beckenwänden entlang zog sich ein Mauervorsprung, auf dem die Gäste während des Badens wie auf einer Bank saßen. Ein solches Bassin von rund 13 m² bot ungefähr zehn bis zwölf Personen Platz, in der Hochsaison saßen bis zu 16 Personen darin, die sich einem Bericht zufolge wie die „Heringe aneinander drückten“. Boden und Wände der Bassins waren aus Ziegelsteinen gemauert. Den Beckenboden kleidete man der Bequemlichkeit der Gäste zuliebe mit Tonfliesen aus. Verputzt war das Mauerwerk mit einem speziellen Mörtel. Er enthielt Traß, einen zersetzten vulkanischen Tuff, Sand und Kalk. Der Traßmörtel ergab einen wasserdichten Bewurf, der zudem den Vorteil hatte, keinen Schlamm abzusondern. Da das Wiesbadener Thermalwasser aufgrund seines hohen Mineraliengehaltes sehr stark aussinterte, überzog schon nach kurzer Zeit eine gleichmäßige Sinterschicht Boden und Beckenwände, die Ritzen und Fugen zusätzlich abdichtete.

Um die Bassins herum lief ein niedriges Gelände. Der Fußboden war in den meisten Badehäusern mit behauenen Sandsteinplatten ausgelegt. Nur im ersten Haus am Platz, dem „Goldenen Adler“, hatte der Besitzer Marmor verlegen lassen. Die Wände der meisten Badehäuser waren rau verputzt und weiß getüncht, allein in dem Ende des 18. Jahrhunderts modernisierten „Schützenhof“ waren die Wände mit Fayencekacheln gefliest. Auf diese Besonderheit wies der renommierte französische Publizist Melchior Grimm 1775 die Besucher in seinem Reisebericht ausdrücklich hin.

Zwei Bassins pro Badehaus stellten übrigens die Minimalausstattung dar. Der „Vogelsang“ gehörte denn auch zu den einfachen Häusern am Ort. Höher klassifizierte Herbergen verfügten über vier solcher Becken. Genutzt wurde aber stets nur die Hälfte von ihnen, in den verbleibenden kühlte das heiße Wasser aus, bis es die ideale Badetemperatur erreicht hatte. Stand nur ein Becken zum Baden zur Verfügung, badeten Männer und Frauen gemeinsam. Auf Druck der Geistlichkeit mußten Ende des 17. Jahrhunderts allerdings viele Badewirte die Gemeinschaftsbassins durch hölzerne Sicht-

blenden unterteilen, so daß separate Abteilungen für beide Geschlechter entstanden.

Der Wandel des Moralverständnisses und die Entdeckung der eigenen Individualität ließen das Baden im 18. Jahrhundert immer mehr zu einer privaten, intimen Verrichtung werden. Gemeinschaftsbäder kamen vor allem bei Personen von Stand und gutsituierten Bürgern mehr und mehr außer Mode. Die geänderten Badegewohnheiten zwangen die Badewirte, vorhandene Gemeinschaftsbecken umzurüsten. Durch Trennwände teilten sie die Becken in kleine geschlossene Zellen ab, die der Gast ungesehen betreten konnte. Diese Zellen waren nicht sehr geräumig, was schon in der Bezeichnung „Badeschrank“ oder „Gefach“ zum Ausdruck kommt. Damit die Badenden sich nicht allzu eingeschlossen fühlten, waren in den Trennwänden kleine mit Läden verschließbare Luken angebracht. Wer wollte, konnte sie öffnen, um mit dem Nachbarn zu plaudern. Diese primitiven Badezellen wichen Ende des 18. Jahrhunderts in den modernisierten Häusern geräumigen Einzelbädern. Das größte Wiesbadener Badehaus, der „Schützenhof“, rühmte sich nach seinem Umbau 1783 den Gästen 32 solcher „Badekabinette“ anbieten zu können. Durch ein Fenster erhielten sie Tageslicht und wegen der besseren Luftzirkulation waren sie nach oben offen. Die Wasserbecken waren etwa 2,20 m lang, 1,70 m breit und mit 90 cm etwas tiefer als die herkömmliche Gemeinschaftsbassins. Ansonsten befand sich in dem Badekabinett eine Wäscheablage; eine Ruhebänk und ein Spiegel fehlten ebensowenig wie Wärmekörbe für die Handtücher.

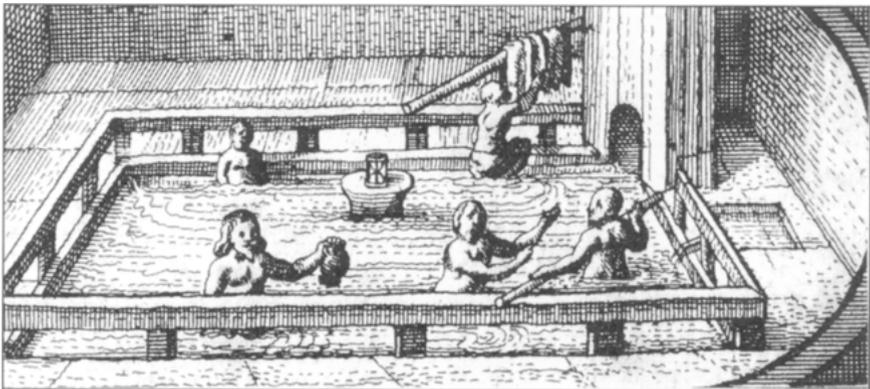


Abbildung 3: Badeszene aus Wiesbaden. Ausschnitt aus dem Titelkupfer von Ludwig von Hörnigk, Wießbades Beschreibung, Frankfurt am Main 1637.

Das Badewasser wurde, um genügend abkühlen zu können, nur einmal täglich gewechselt. Sicherlich entsprachen die hygienischen Verhältnisse

nicht den heutigen Vorstellungen, aber man gab sich redlich Mühe, die Becken sauber zu halten. Bei jedem Wasserwechsel rieb das Gesinde Boden und Wände mit Stroh ab. Trotzdem beschwerten sich vor allem Gäste von Stand über die unansehnlich rötlich-braune Brühe, die in den Becken schwappte und verwiesenen angewidert auf eine schmierige, schillernde Schicht auf der Wasseroberfläche. Diese war aber kein Zeichen von Unsauberkeit. Das Wiesbadener Thermalwasser enthält einen hohen Anteil an Eisen, das unter Einwirkung des Sauerstoffes aus der Luft sofort oxidiert. Daher verfärbte sich das klar aus der Erde tretende Wasser binnen weniger Stunden dunkel. Die schillernde Schicht auf der Wasseroberfläche zeigt im übrigen die beginnende Aussinterung an. Heute wird das Thermalwasser in einem technisch aufwendigen Verfahren weitgehend von seinen Eisenbestandteilen gereinigt. Nur deshalb ist das Wasser im heutigen Thermalbad ganz klar.

Über die Größe des Wohntraktes und die Ausstattung der Gästezimmer sind wir aus Inventaren und Erbteilungsverträgen recht gut unterrichtet. Die meisten Herbergen besaßen fünf bis zehn Zimmer. Vornehmere Häuser wie der „Goldene Adler“ und der „Schützenhof“ verfügten über mehr als 20 Zimmer. Die Innenausstattung der einfacheren Häuser zeigt eine gewisse Uniformität: Die Wände der Einzel- und Doppelzimmer waren weiß getüncht. An den Fenster hingen einfache Übergardinen aus grünem Rasch, einem groben und sehr strapazierfähigen Wollstoff. Farbige Akzente setzten gelbe Bordüren, mit denen die Gardinen gesäumt waren. Zum Mobiliar gehörten Stühle aus Nußbaumholz mit Ledersitzen. Die Kleiderschränke waren aus preiswerterem dunkelgebeiztem Tannenholz. In jedem Zimmer stand ein kleiner Tisch, und an der Wand hing ein Spiegel, meist mit einem einfachen schwarzen Rahmen. Etwas komfortabler war die Möblierung in den Häusern der ersten Kategorie. Die teuersten Zimmer waren tapeziert, in allen Räumen standen gutgepolsterte Lehnstühle aus Eichen- oder Birnbaumholz, meist auch ein bequemer Armsessel. Für die Vorhänge verwendete man gerne gemustertes Leinen, auf dem Boden lagen gewebte Teppiche. Einmal wurde in einem Raum auch ein Paravant erwähnt. Das sonstige Zubehör wie Waschlavoires und Leuchter waren aus Zinn, und unter dem Bett fand der Gast auch ein Nachtgeschirr aus Wiesbadener Fayence vor.

Das Wiesbadener Kurpublikum würde man heute als kleinbürgerlich bezeichnen. Handwerksmeister, wohlhabende Bauern und die Angehörigen der Stadtverwaltung kleinerer Städte suchten die Thermalquellen ebenso auf, wie Gesellen und Soldaten der unteren Mannschaftsgrade. Während der Saison von April bis Oktober hielt sich auch eine beträchtliche Zahl von Armen und Kriegsinvaliden in Wiesbaden auf. Für sie übernahm die Heimatgemeinde oder das Wiesbadener Armen- und Hospitalbad die Kosten

der Kur. Die Mehrzahl der Gäste, die aus einem Umkreis von 50 km nach Wiesbaden anreisten, verweilten im Schnitt eine Woche, längere Aufenthalte blieben die Ausnahme.

Adlige und reiche Bürger bildeten unter den Wiesbadener Besuchern eine Minderheit. Wenn sie sich entschlossen, hier zu kuren, dann weil sie ernsthaft erkrankt waren und nur die heißen Quellen noch Heilung versprachen. Gerade Personen von Stand wählten Wiesbaden aber gelegentlich als Ort für eine dreitägige Vor- oder Nachkur während eines längeren Kuraufenthaltes in Langenschwalbach oder Schlangenbad. Sie unterzogen sich hier, fernab von dem dortigen mondänen Kurbetrieb einer Abführkur. Dieses „Purgieren“ war zwar lästig, galt aber als gesundheitsfördernd. Nach dem Genuß von süßem Mandelöl und mehreren Gläsern Thermalwassers, dem Glaubersalz zugesetzt war, zogen sich die Gäste auf die Zimmer zurück um bei diesem unangenehmsten Teil der Kur möglichst mit niemand zusammenzutreffen. Nach Abschluß dieser Prozedur glaubten alle bestens für Langenschwalbach und Schlangenbad gerüstet zu sein und der dort häufig auftretenden Diarrhoe zu Beginn der Kur vorgebeugt zu haben.

Für die Wiesbadener Bevölkerung stellte der Badebetrieb neben der Landwirtschaft und dem Weinbau einen bedeutenden Erwerbszweig dar. Ein Viertel der Familien lebte unmittelbar von der Kur. Konnte Wiesbaden im ausgehenden Mittelalter unangefochten seine Stellung unter den südwestdeutschen Thermalbädern behaupten, sah sich die Stadt seit dem Ende des 16. Jahrhunderts generell der Konkurrenz der immer beliebter werdenden Gesundbrunnen mit ihren preisgünstigeren Trinkkuren ausgesetzt. Mit dem Aufstieg des benachbarten Langenschwalbach nach Ende des Dreißigjährigen Krieges erlitt der Wiesbadener Kurbetrieb einen dramatischen Einbruch.

Um so erstaunlicher ist es, daß der Stadtrat nichts unternahm, der Krise des Kurbetriebes entgegenzuwirken, obwohl die Besitzer der Badehäuser und die unmittelbar von der Kur abhängigen Gewerbetreibenden im Rat in der Mehrheit waren. Es ergingen weder Preistaxen, um das ungenierte Ausnehmen der Gäste zu unterbinden, noch ordnungs- und sicherheitspolizeiliche Regelungen zum Wohl der Besucher. Der Stadtrat versäumte es ebenso, Maßnahmen zur Verbesserung der Infrastruktur in die Wege zu leiten.

Auch die nassauischen Regenten unternahmen im Gegensatz zu ihren Standesgenossen in benachbarten Territorien anfänglich nichts zur Förderung der Kur. Sie waren bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert zu sehr mit dynastischen und außenpolitischen Problemen beschäftigt. Die Sorge für Stadt und Land trat dahinter zurück.

Aus diesem Dornröschenschlaf riß Fürst Georg August 1690 die Wiesbadener jäh heraus. Fest entschlossen, das wirtschaftliche Leben anzukur-

beln, um mit den zu erwartenden Steuereinnahmen die leeren Landeskassen zu füllen, ordnete er den Ausbau der Stadt und die Sanierung des heruntergekommenen Bäderviertels an. Da Fürst Georg August keinen Zugriff auf die Thermalquellen hatte – sie befanden sich alle im Privatbesitz einer handvoll Familien – konnte er selbst keine neuen Badehäuser errichten. Die angestrebte Modernisierung war also nur in Zusammenarbeit mit den Badehausbesitzern möglich. Mit Steuervergünstigungen bewegte er sie zum Um- und Neubau ihrer Häuser. Ansonsten unternahm Fürst Georg August alles, um Wiesbaden attraktiver zu machen. Auf seine Initiative hin erhielt das Bäderviertel mit dem Kranzplatz ein neues Zentrum. Eine neue Stadtmauer ersetzte die teilweise noch vorhandenen spätmittelalterlichen, sehr dörflich anmutenden Holzpalisaden. Außerhalb der Befestigung entstand eine kleine Parkanlage, der sogenannte „Herrengarten“, und im Osten und Westen der Stadt luden schattige Alleen die Gäste zur Promenade. Das derart modernisierte Stadtbild ließ Fürst Georg August sogleich propagandistisch vermarkten. Stadtansichten gingen in Druck, deren Bildunterschriften ausdrücklich auf die zahlreichen Badehäuser hinwiesen.

Noch während der Baumaßnahmen ließ der Landesherr die Werbetrommel für die Wiesbadener Quellen rühren. Er gab balneologische Schriften in Auftrag, die den neuesten Erkenntnisstand der Heilkunde widerspiegeln. Gleichzeitig verbesserte Fürst Georg August auch die medizinische Versorgung. Wiesbaden erhielt eine Apotheke, ein Stadtphysikus wurde angestellt und Bader und Chirurgen, die sich in der Stadt niederlassen wollten, mußten eine qualifizierte Ausbildung nachweisen.

Dieses Maßnahmenbündel zeitigte auch bald erste Erfolge. Trotz des herrschenden Krieges belebte sich der Kurbetrieb zu Beginn des 18. Jahrhunderts leicht. Der ganz große Erfolg wollte sich vorerst aber noch nicht einstellen, denn Georg August verstarb 1721, noch bevor er alle seine geplanten Projekte verwirklichen konnte. Er hatte aber die Grundlagen gelegt, auf denen seine Nachfolger aus der Linie Nassau-Usingen aufbauen konnten. Der neue Landesherr Fürst Karl war auch bereit, die Kur weiter zu fördern, hatte aber mit erheblichen Problemen zu kämpfen. Vor allem das Beharrungsvermögen der Badehausbesitzer machte es schier unmöglich, Verbesserungen für den Kurbetrieb durchzusetzen. So scheiterte der Bau des Gesellschaftssaales, den die Gäste so sehr wünschten, am erbitterten Widerstand der Badewirte. Sie fürchteten nicht zu Unrecht, daß ihnen mit diesem Saal große Konkurrenz erwuchs, zumal der Investor die Lizenz zum Kaffee- und Teeausschank erhalten sollte. Der Streit um den Gesellschaftssaal führte den Landesbehörden deutlich vor Augen, daß sie bei der weiteren Förderung der Kur nicht auf die Kooperation der Badewirte zählen konnten. Sie mußten selbst die Initiative ergreifen.

Seit Ende der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts entwickelten die Behörden eine bemerkenswerte Strategie. Zum einen setzten sie ganz konventionell auf die Verbesserung der Infrastruktur. In günstiger Lage, direkt vor den Toren der Stadt ließen sie einen neuen Park im englischen Stil anlegen. Verkaufsbuden savoyardischer und französischer Händler, die Mode- und Bijouteriewaren wie Uhren und Schmuck anboten, sollten die Gäste in den Garten locken. Herzstück der Anlage war ein kleines Café, dessen Pächter die Lizenz zum Ausschank von Tee, Kaffee, Schokolade und Likör erhielt. An warmen Sommerabenden sorgte eine Illumination des Parks für festliche Stimmung. Das Ensemble war den englischen „Pleasure Gardens“ nachempfunden. Zusammen mit der angrenzenden Allee zum Wiesenbrunnen, einem bei den Gästen immer schon sehr beliebten Spazierweg, hatten die Behörden Wiesbaden zu einem ansprechenden Erholungszentrum verholfen.

Da auch Lebensfreude nach medizinischer Ansicht maßgeblich den Erfolg einer Kur beeinflusste, bemühten sich die Behörden das eintönige Vergnügungsangebot zu verbessern. Außer Kutschfahrten in den Taunus und Spazierwegen in der Umgebung hatte Wiesbaden bisher wenig zu bieten. An lauen Sommerabenden konnten die Gästen noch den zu Herzen gehenden Chorälen der Waisenhauskinder lauschen. Etwas Abwechslung brachte auch der täglich mit Trommelschlägen und Fahenschwingen zelebrierte Zapfenstreich der Bürgergarde auf dem Marktplatz. Eingeführt hatte ihn der Stadtrat mit der Begründung, „daß die Kurgäste auch merkten, daß sie in einer Stadt seien“. Diesem doch sehr kleinstädtischen Unterhaltungsangebot setzten die Behörden seit den siebziger Jahre ein Kontrastprogramm entgegen. In der Saison gaben nun der Stadttürmer und seine Gehilfen auf dem Kranzplatz wöchentlich zwei Blaskonzerte. Reisende berichteten, daß die Gäste bei dem „Schalle einer angenehmen Musik“ auf dem Platz auf- und abflanierten.

Völlig neue Akzente im Vergnügungsangebot setzten die Behörden, als sie seit 1765 regelmäßig Wanderbühnen engagierten, auf deren Spielplan sie Einfluß zu nehmen suchten. Ihr Ziel, ein literarisch anspruchsvolles Programm zu gestalten, scheiterte aber kläglich. Dem kleinstädtischen Publikum gefielen populäre Lustspiele wie »Der Kuhhirte«, »Die indianische Witwe« oder »Präsentiert das Gewehr« viel besser. Opern und Singspiele kamen nur selten zur Aufführung. Kompositionen, die andernorts große Erfolge feierten, wie Pergolesis »La Serva Padrona« oder Mozarts »Bastien und Bastienne« fanden in Wiesbaden kaum Zuhörerschaft. Auch Ballett und Pantomimen waren nur dann gut besucht, wenn sie entsprechend derb und komisch waren.

Eine glücklicherer Hand bewiesen die Behörden, als sie 1771 das Hazardspiel zuließen. Sie leiteten damit einen regelrechten Boom ein, denn die Spielleidenschaft griff im 18. Jahrhundert in allen gesellschaftlichen Kreisen um sich.

Findet sich die hier beschriebene Art obrigkeitlicher Kurförderung in ähnlicher Form auch in anderen Badeorten, beschritten die nassauischen Behörden noch einen zusätzlichen Weg. Sie überschütteten die Stadt in den folgenden Jahren mit annähernd 300 Verordnungen, die sich auf alle Bereiche des öffentlichen Lebens bezogen. Die Behörden schufen mit diesen Regelungen angenehme Rahmenbedingungen für die Kur und vermittelten den Gästen gleichzeitig das Gefühl, in Wiesbaden etwas ganz Besonderes zu sein. Sie richteten in der Stadt Ruhezeiten ein, die nur den Fremden vorbehalten waren. So war es den Einheimischen verboten während der Saison den Kranzplatz zu betreten und in dessen Umgebung zu rauchen. Untersagt waren der Bevölkerung auch die beliebten, oft lautstarken Treffen am Brunnen, damit die Gäste ungestört ihre Mittagsruhe halten konnten. Während der Kurzeit blieben auch die Parkanlagen ausschließlich den Gästen reserviert. Nur Sonntags durften dort Wiesbadener Bürger flanieren, vorausgesetzt, der Andrang Auswärtiger war nicht zu groß. Auch bemühten sich die Behörden, den Besuchern die Konfrontation mit Gesindel und anderen unliebsamen Personen zu ersparen. Öffentliches Anbetteln der Gäste versuchten sie durch strenge Überwachung der Bettler und scharfe Einlaßkontrollen an den Stadttoren zu unterbinden, Juden wiesen sie Aufenthaltsorte in den Randbezirken der Stadt zu.

Zeitgleich setzten die Behörden aber auch zu einer großangelegten Um-erziehungskampagne der Bevölkerung an. Den Wiesbadenern wurde nicht nur Toleranz und Rücksichtnahme gegenüber den Gästen gepredigt, die Behörden wollten sie auch zu Ordnungssinn im obrigkeitlichen Verständnis erziehen. Im Bäderviertel war es zum Beispiel verboten, Galopp zu reiten oder mit dem eigenen Fuhrwerk den Gästen den Stellplatz wegzunehmen. Landwirte mußten Kühe, Schweine und Gänse durch abgelegene Gassen zur Weide treiben, um die Gäste nicht zu belästigen. Damit diese Vorschriften auch eingehalten wurden, schufen die Behörden einen äußerst effizient arbeitenden Polizeiapparat.

Der Plan, das kleinbürgerliche Kurpublikum Wiesbadens wie „Personen von Stand“ zu hofieren und ihm ein ganz auf seinen Geschmack abgestimmtes Unterhaltungsangebot zu präsentieren, zahlte sich aus. Die Besucherströme vor allem an Wochenenden bewiesen, daß die Behörden für diese gesellschaftliche Schicht das richtige Ambiente geschaffen hatten. Wiesbaden ist damit ein Musterbeispiel für eine gelungene Bäderförderung. Die Behörden hatten durch ihre konsequenten Maßnahmen der Stadt das trauri-

ge Schicksal anderer traditionsreicher Thermalbäder, wie Baden-Baden erspart, die wegen unzureichender Förderung Ende des 18. Jahrhundert deutlich an Attraktivität verloren.

*

Wenden wir uns nun Langenschwalbach zu. Der Ort, der seit 1927 den uns heute geläufigen Namen Bad Schwalbach führt, liegt etwa 20 km von Wiesbaden entfernt. Urkundlich erwähnt wurde er erstmals 1352. Das Dorf gehörte seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert zu verschiedenen regierenden Linien der Landgrafschaft Hessen. Während des Dreißigjährigen Krieges vorübergehend im Besitz von Hessen-Darmstadt, fiel der Ort 1648 zusammen mit anderen Gebietsteilen an die Linien Hessen-Kassel und Hessen-Rheinfels. Beide Linien teilten sich die Herrschaft in der Form, daß Hessen-Rheinfels – vereinfacht ausgedrückt – die fiskalische Nutzung des Gebiets zustand, der Linie Hessen-Kassel jedoch alle verbleibenden Hoheitsrechte zufielen. Zur Wahrung ihrer Ansprüche setzte die Linie Kassel einen Gouverneur ein, der anfangs in St. Goar und seit 1784 in Langenschwalbach residierte. Seit 1704 war der Ort auch Verwaltungszentrum des Amtes Hohenstein.

Konnte Wiesbaden auf eine lange Tradition als Heilbad zurückblicken, so setzte der Werdegang Langenschwalbachs zum Kurort erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein. Sein Bekanntwerden verdankte das Dorf dem Wormser Stadtarzt und späteren Leibarzt des Pfalzgrafen Johann Casimir, Dr. Jakob Theodor, der sich nach seinem Geburtsort Bergzabern den lateinischen Namen „Tabernaemontanus“ zugelegt hatte. Er kurierte mit dem Schwalbacher Wasser erfolgreich einen prominenten Patienten, den Mainzer Vizthum Philipp Brendel von Homburg, ein Bruder des Mainzer Erzbischofs. Das Besondere an diesem Fall war, daß hier der Kranke durch das Trinken des Wassers geheilt wurde und nicht wie bisher ein Bad den Genesungsprozeß förderte. Die guten medizinischen Erfahrungen mit dem Schwalbacher Wasser publizierte Tabernaemontanus 1581 in einem Buch mit dem Titel »Der Neuw Wasserschaz«, worin er auch noch die Wirkung anderer Mineralquellen im Deutschen Reich beschrieb. Tabernaemontanus etablierte mit diesem Werk nicht nur die Trinkkur als neue Kurform, sein weitverbreitetes Buch ließ auch Langenschwalbach – gewissermaßen über Nacht – zum Ziel vieler Heilungsuchender werden.

Das Mineralwasser, dessen Heilkraft Tabernaemontanus so rühmte, gehört nach heutiger Definition zur Gruppe der alkalischen, kohlenstoffhaltigen Mineralwässer, die auch als Sauerlinge bezeichnet werden. Von den zehn im Ort entspringenden Quellen wurden anfangs nur zwei intensiv ge-

nutzt. Der sogenannte Weinbrunnen, dessen Wasser angeblich den Geschmack sauren Weins hatte, und der Brodelbrunnen, dessen Wasser wie der Name schon andeutet, besonders kohlenensäurehaltig war.



Abbildung 4: Ein adeliges Besucherpaar bei einem Spaziergang durch das dörfliche Langenschwalbach. Stich von Mattheus Merian d. Ä. nach einer Vorlage des Zeichners Anton Mirou (aus: *Novae quaedam ac paganae regiunculae circa acidulas Swalbacenses*. Frankfurt am Main 1620).

Die zahlreichen balneologischen Schriften, die bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert über Langenschwalbach erschienen, empfahlen die Quellen zur allgemeinen Kräftigung, besonders bei Beschwerden des Magen-Darmtraktes und bei Nieren- und Blasenerkrankungen. Heute werden in Bad Schwalbach vorwiegend Herz-Kreislaufferkrankungen und Frauenleiden behandelt.

Nach Ansicht der zeitgenössischen Ärzte versprach eine Kur in Langenschwalbach nur dann einen Heilungserfolg, wenn die Gäste möglichst große Mengen des Mineralwassers tranken. Im Verlauf der Kur sollte das tägliche Quantum langsam auf bis zu acht Schoppen, etwa zwei Liter gesteigert werden. Diese Anweisung befolgten nur wenige. Nach dem Motto „je mehr, desto besser“ stürzten die Gäste in kürzester Zeit bis zu 24 Gläser des recht kalten Wassers auf nüchternen Magen hinunter. Die Folgen war vor allem zu Beginn der Anwendung Magen- und Darmkatarrh und schwe-

re Durchfälle, gegen die man süßes Mandelöl trank und Morsellen, ein stark mit Anis und Fenchel gewürztes Bonbon lutschte. Die Nebenwirkungen sah man zwar als äußerst lästige Begleiterscheinung der Kur an, erblickte darin aber ein Zeichen für die gute Wirkung des Sauerwassers.

Auch wenn die meisten Gäste das Langenschwalbacher Wasser vorwiegend innerlich anwendeten, so schworen doch einige auf eine kombinierte Trink- und Badekur. Zum Baden empfahlen die Ärzte das stark kohlenäurehaltige Wasser des Brodelbrunnens. In dessen unmittelbarer Nachbarschaft entstanden bereits um die Wende des 16. zum 17. Jahrhunderts zwei kleine, recht spartanisch eingerichtete Badehäuser. Das Quellwasser schleppten Mägde zunächst in Eimern heran. Erst im 18. Jahrhundert verfügte eines der Häuser über eine hölzerne Brunnenleitung. Einige Besucher glaubten einen besseren Heilerfolg zu erzielen, wenn sie Wasser der nahegelegenen Schlangenbader Therme beimischte. Von dort brachten Eselkarren täglich frisches Wasser in Fässern, die bis zum Gebrauch mit Laub abgedeckt wurde. Die Gäste badeten im Zuber, wie auf einem Stich von Merian zu sehen ist. Auf Wunsch half eine Badefrau beim Aus- und Ankleiden und beim Waschen.

Dank der eifrigen Werbung, welche die hessischen Landgrafen bei verwandten und befreundeten Fürstenhäusern betrieben, entwickelte sich Langenschwalbach rasch zum beliebten Aufenthaltsort vor allem des protestantischen Adels. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mischten sich auch wohl situierte Bürger, wie Hofhandwerker, Apotheker, Ärzte, Advokaten, die Räte des Reichskammergerichts, Beamte und höhere Offiziersgrade unter die adligen Gäste. Nahm der Adel mitunter weite Anfahrtswege in Kauf, reiste das bürgerliche Publikum aus der näheren Umgebung, u. a. aus Frankfurt an.

Unter den Besuchern befand sich ein hoher Anteil alleinreisender Frauen, für die eine Badereise die kurzzeitige Flucht aus gesellschaftlichen Zwängen bedeutete. Als einziger Kurort in Südwestdeutschland verzeichnete Langenschwalbach neben einem geringen Prozentsatz ausländischer Besucher im 18. Jahrhundert auch einen steigenden Anteil jüdischer Gäste. Mit seinem gemischten Publikum und einer gewissen Internationalität reihte sich Langenschwalbach zusammen mit Pyrmont, Aachen, dem belgischen Spaa und dem englischen Bath unter die berühmten Modebäder der Zeit ein. Als 1748 der bekannte Göttinger Jurist Stefan Pütter hier zur Kur war, notierte er rückblickend in seiner Autobiographie, daß er in Langenschwalbach eine „zahlreiche, ungezwungene und muntere Gesellschaft von allen Ständen“ angetroffen habe.

Der Grund für den Aufstieg zu einem der meistfrequentierten Bäder der Zeit lag in der bereits kurz nach Entdeckung der Quelle einsetzenden sy-

stematischen Förderung des Ortes durch die hessischen Landgrafen. Im Zentrum ihrer Bemühungen stand der Weinbrunnen. Die provisorische Fassung wurde erneuert, und die Quelle erhielt eine Steinbalustrade als Einfassung. Im Halbrund um den Brunnen standen Sitzbänke aus Stein, und eine stets mit frischem Laub gedeckte Pergola spendete Schatten. Der Bau der ansprechenden Brunnenanlage war allerdings erst möglich geworden, nachdem der Bauer, auf dessen Wiese die heilkräftige Quelle entsprang, in zähen Verhandlungen zum Verkauf des Grundstücks bewegt werden konnte, wobei die Rechte an der Quellen dem Besitzer verblieben. Im Gegenzug erhielt die Familie die Brunnenmeisterei als Pfründe. Die Gemeinde hatte sich zudem damit einverstanden erklärt, daß der Brunnenbetrieb der Aufsicht des landgräflichen Amtmannes unterstellt wurde.



Abbildung 5. Ansicht von Langenschwalbach aus dem Jahre 1631. Kupferstich von Matheus Merian d. Ä., aus: Topographia Hassiae. Im Zentrum des Bildes das Anfang des 17. Jahrhunderts erbaute Rotenburger Schlösschen. Im Vordergrund rechts der Weinbrunnen. Der Bildausschnitt links zeigt den Weinbrunnen mit Kurgästen und Wasserschöpfern.

Da es im Dorf, von dem die Stiche Merians aus dem Jahr 1620 ein anschauliches Bild vermitteln, außer einigen ärmlichen Bauernhäusern keine Logiermöglichkeiten gab, errichtete Landgraf Moritz zu Beginn des 17. Jahrhunderts außerhalb des Ortskerns ein Schlößchen, das er in den Sommermonaten häufig aufsuchte und das auch befreundeten Familien zur Verfügung stand. Um das Schlößchen herum entstanden dank steuerlicher Förderung in den folgenden Jahren eine Reihe ansprechender Gasthäuser. Die Häusergruppe bildete den Kristallisationskern für einen neuen Ortsteil, das sogenannte Oberdorf. Es wuchs erst im Laufe des 18. Jahrhunderts mit dem alten Unterdorf zusammen.

Die hessischen Landgrafen bemühten sich auch frühzeitig um eine angemessene medizinische Betreuung ihrer hochgestellten Gäste. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts schrieb Landgraf Moritz die Präsenzpflcht für zwei Ärzte und einen Apotheker mit einer Feldapotheke vor. Eine derartige Versorgung konnte Wiesbaden erst 100 Jahre später aufweisen.

Die intensive landesherrliche Förderung des Ortes zahlte sich aus. 1635 hielten sich hier über die nur sechs Wochen dauernde Saison verteilt 205 Gäste auf, das Personal nicht eingerechnet.

Der Aufschwung Langenschwalbachs setzte sich auch nach Ende des Dreißigjährigen Krieges unvermindert fort. Landgraf Ernst verlegte im Sommer regelmäßig seine Hofhaltung von Burg Rheinfels bei St. Goar nach Langenschwalbach. Unter seiner Regentschaft erhielt der Ort jede nur erdenkliche Förderung. So ließ er das Areal um den Weinbrunnen weiter ausbauen. Neben dem Brunnen regte er den Bau eines zweistöckigen Gebäudes an. In den unteren Stock zog der Brunnenmeister ein, im oberen Stock befand sich ein Gesellschaftssaal. Die neuangelegte Allee und die überdachten Wandelgänge, wie sie auf einem Plan aus dem Jahre 1728 zu sehen sind, komplettierten die Anlage. In der Allee erhielten auch die Verkaufsstände der fliegenden Händler ihren festen Platz. Das ganze Ensemble galt als so gut gelungen, daß es sogar dem seit 1670 entstehenden Kurviertel in Aachen als Vorbild diente. Unter Ernsts Regentschaft verbesserten sich auch die bis dahin katastrophalen hygienischen Verhältnisse. Da das Sauerwasser stark harntreibend wirkte, flüchteten sich die Gäste mangels anderer Gelegenheiten in die Büsche. Reisehandbücher rieten, falls man dabei gesehen werde, laut „Schwalbach, Schwalbach“ zu rufen, das anstößige Verhalten sei damit entschuldigt. Um diesem Mißstand abzuhelpfen, ließ Landgraf Ernst geräumige öffentliche Toiletten einrichten, die auch Damen mit den weitausladenden Reifröcken bequem benutzen konnten.

Als Sommerresidenz zog der Ort auch Investitionen von Privatleuten an. 1677 errichtete ein Kaufmann aus Frankfurt ein repräsentatives Gasthaus mit Spielsaal und einem Lesekabinett, in dem die neuesten Zeitungen aus-

lagen. Das Haus, das als Vorstufe zu einem modernen Kurhaus gelten kann, entwickelte sich rasch zum gesellschaftlichen Mittelpunkt, zumal der Bauherr das Monopol zum Verkauf von allerlei Manufakturwaren erhielt und zudem die Lizenz zum Glücksspiel besaß. Ein privater Investor erbaute in den achtziger Jahren auch das Komödienhaus. Lobend hoben Reiseberichte hervor, daß in Langenschwalbach seit dem Regierungsantritt Landgraf Ernsts auch völlige Religionsfreiheit herrsche, was keineswegs selbstverständlich war. Im protestantischen Wiesbaden gestatteten die Behörden anderen Konfessionen erst in der Mitte des 18. Jahrhundert die Ausübung ihres Kultus.

Rund 100 Jahre früher als in Wiesbaden ergingen für Langenschwalbach auch Preistaxen für die Beherbergungsbetriebe und den Personentransport. Mit einer Medizinalordnung nach Frankfurter Vorbild regelte Landgraf Ernst die Arzthonorare. Er publizierte zudem eine spezielle Kurordnung, die unter anderem Vandalismus und das Verschmutzen der Brunnenanlage unter Strafe stellte. Im übrigen bemühte er sich, den Besuchern das Gefühl größtmöglicher Sicherheit zu vermitteln. Eine umfassende Feuerordnung sollte den Gästen die Angst vor den so gefürchteten Bränden nehmen.

Ansonsten galt es, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, denn die Ansammlung so vieler wohlhabender Besucher übte eine magische Anziehungskraft auf allerlei fragwürdige Personen aus. Wie hieß es treffend in einem Bericht: „Und überall, wo das Licht leuchtet, kommen die Motten geflogen, fragwürdige Dämchen und Spitzbuben.“ Langenschwalbach war in dieser Hinsicht ein gefährliches Pflaster, da es anders als Wiesbaden nicht durch eine Mauer mit Toren geschützt war, an denen man unliebsame Besucher abfangen konnte. Hinzu kam, daß der Ort im Grenzbereich des nassauischen und des kurmainzischen Territoriums lag. Zwielfichtige Gestalten konnten sich nach begangener Untat rasch im Nachbarterritorium in Sicherheit bringen. Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt hatte bereits um 1630 einen besonderen Burgfrieden verkündet, dessen Text an einer Säule in der Nähe des Weinbrunnens prangte. Bei Strafe des Handabhackens war im Ort Waffentragen, Stoßen, Schlagen, aber auch ungebührliches Berühren von Personen verboten. Die Grenze des Friedensbereiches, der am Ausgang der Allee zum Weinbrunnen hin begann, markierte ein auf die Straße gemaltes Beil mit einer abgeschlagenen Hand darunter. Landgraf Ernst ordnete darüber hinaus noch regelmäßige Nachtwachen an. Alle Maßnahmen konnten aber nicht verhindern, daß gelegentlich in den Abendstunden Überfälle verübt wurden. Gefährdet waren jene Besucher, die sich in der dunklen Allee zu einem Tête-à-Tête verabredet hatten. Zwar ließ keiner bei diesen Überfällen sein Leben, die Diebe erleichterten ihre Opfer aber um ihre Wertsachen. Glaubt man zeitgenössischen Reiseberichten, wagten es nur wenige,

den Raub anzuzeigen, sie scheuten sich, den Grund für ihre Anwesenheit in den lauschtigen Ecken offenzulegen.

Unter der Regentschaft Landgraf Ernsts erhielt Langenschwalbach das Gepräge einer kleinen Residenz. Obwohl der Gast sich in ländlicher Umgebung aufhielt, traf er hier doch auf eine Infrastruktur, die mancher Stadt zur Ehre gereicht hätte.

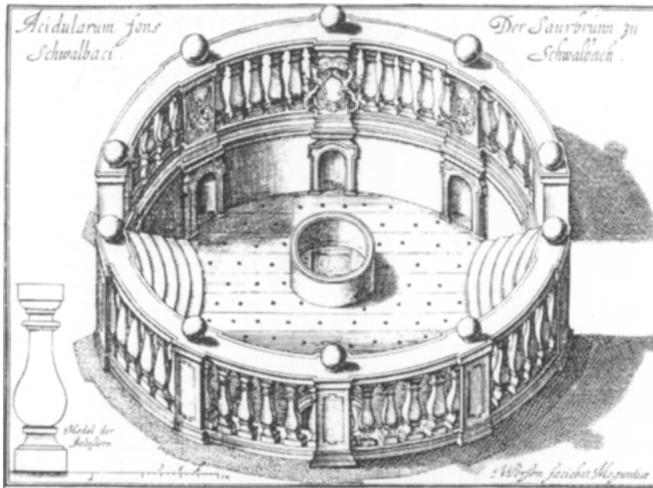


Abbildung 6: Der neugefaßte Weinbrunnen in Langenschwalbach um 1690. Stich von Nicolaus Person (aus: *Novum architecturae speculum*. Hrsg. von Fritz Arens. Neudruck Mainz 1977).

Der Tod des Landgrafen 1692 bedeutete für die Entwicklung Langenschwalbachs einen Einschnitt. Seine Nachfolger Wilhelm d. Ä. und Ernst Leopold hielten sich nicht oft in Langenschwalbach auf und begnügten sich mit einigen Verschönerungsarbeiten am alten Weinbrunnen und der Allee. Auch Landgraf Konstantin, der 1740 zur Regierung gelangte, gab Rotenburg an der Fulda den Vorzug. Langenschwalbach interessierte ihn nur, wenn es um die wirtschaftliche Ausbeutung der Brunnen zugunsten der landesherrlichen Kassen ging. Als sich sein Plan, den Weinbrunnen von seinem Besitzer zu kaufen, zerschlug, erwarb er von einem Bürger eine andere Quelle, die er aufwendig fassen ließ. Die Heilwirkung dieses stark eisenhaltigen Brunnens – bekannt geworden unter dem Namen Stahlbrunnen – ließ er in zahlreichen medizinischen Auftragschriften verbreiten; nicht zuletzt, um den gewinnversprechenden Versand des Stahlbrunnenwassers anzukurbeln. Sein Kalkül ging auf: Der Verkauf florierete und bescherte der Staatskasse hochwillkommene Einnahmen.

Abgesehen von der Anlage neuer Verbindungswege investierte Landgraf Konstantin jedoch nicht weiter in den Ausbau des Ortes. Auch sein Nachfolger Carl Emanuel interessierte sich nur für den Ausbau des staatseigenen Stahlbrunnens, um das sonstige Kurensemble kümmerte er sich ebensowenig wie sein Vater. Der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht mehr zu übersehende Verfall der Anlage, vor allem der Galerie am Weinbrunnen, rief zunehmend das Mißfallen der Besucher hervor. Die Übernachtungszahlen sanken, was die auf 1600 Einwohner angewachsene Gemeinde empfindlich traf. Alternative Erwerbszweige waren nicht vorhanden. Die kargen Böden brachten nur geringe landwirtschaftliche Erträge, und Schafzucht sowie Wollverarbeitung sicherten kein ausreichendes Einkommen. Auch der Sauerwasserversand bot nur wenigen Arbeit und Brot. Es ist verständlich, daß die Bevölkerung in dieser Situation die hessischen Behörden bestürmte, etwas zu unternehmen. Landgraf Carl Emanuel zögerte aber die notwendigen Investitionen immer wieder hinaus, da er in dynastische Streitigkeiten verwickelt war, und nicht absehen konnte, ob er die Regentschaft behalten würde. Als er sich in den achtziger Jahren zum Bau eines neuen Brunnenpavillons durchrang, kam diese Investition für Langenschwalbach zu spät. Besonders das gehobene Publikum bevorzugte nun das neugegründete und bereits im klassizistischen Stil erbaute Hanau-Wilhelmsbad, das für die Trinkkur großzügige und moderne Brunnenanlagen vorweisen konnte. Als wegen des Ausbruchs der Revolutionskriege die Gästezahlen weiter dramatisch zurückgingen, ließ Landgraf Carl Emanuel auch alle weiteren Ausbaurbeiten einstellen. Der Niedergang Langenschwalbachs war besiegelt.

Wenn auch Langenschwalbachs Stern gegen Ende des 18. Jahrhundert zu sinken begann, so genoß das Bad zu seiner Blütezeit einen geradezu legendären Ruf als Mekka der Vergnügungssüchtigen. Der Ort war nicht nur für Personen mit akuten gesundheitlichen Beschwerden ein Reiseziel. Einer Trinkkur unterzogen sich auch Gesunde gerne prophylaktisch. Schätzungen gehen davon aus, daß fast die Hälfte der Besucher keine konkreten Beschwerden hatte. Gerade dieser Personenkreis suchte am Ort vor allem eines: Unterhaltung und Abwechslung. Und hierzu eignete sich Langenschwalbach wie kein anderes Bad der Region. Das Zusammentreffen von Gästen aus den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten machte den Ort zu einer einzigartigen Nachrichtenbörse. Begierig wurden die neuesten politischen Meldungen aufgenommen und diskutiert. Man knüpfte neue Kontakte, die der Karriere förderlich sein konnten, hielt für die Kinder Ausschau nach standesgemäßen Ehepartnern, vermittelte Patenschaften, regelte Finanzgeschäfte, tuschelte über spektakuläre Prozesse und spann Intrigen. Viele Gäste, wie der schon erwähnte Jurist Stephan Pütter, verabre-

deten sich im Bad mit Freunden, Verwandten und Berufskollegen, die man sonst nur selten sah. Privates besprachen die Gäste gerne auf ihren Zimmern, in denen sie sich gegenseitig besuchten und wo sie einander mit Kreppe, Kuchen, Torten und Pasteten bewirteten.

Ansonsten galt in Langenschwalbach auch der heute bekannte Satz: Sehen und gesehen werden. Was der Ort lange Zeit Wiesbaden voraus hatte, waren die öffentlichen Gesellschaftssäle, in denen die Gäste sich zu Mahlzeiten und Spiel trafen. Hier bestand reichlich Gelegenheit durch Kleidung und Schmuck zu zeigen, wer man war.

Die gefürchtete „Ennui“, die Langeweile, konnte hier – anders als in Wiesbaden – so schnell nicht aufkommen. Zeitgenössische Schilderungen heben hervor, daß es während der kurzen Saison von Anfang Juli bis Ende August eine nicht enden wollende Reihe von Veranstaltungen gab, wobei alle Besuchergruppen auf ihre Kosten kamen. Bei gutem Wetter organisierten die Gäste Kegelwettbewerbe in der Allee. Scheibenschießen oder Geschicklichkeitsspiele, wie das Rennen nach Ringen, aber auch gemeinsame Promenaden zu dem berühmten dreifachen Echo am Ortsrand vervollständigten das Schönwetterprogramm. Bei Regen traf man sich in Gesellschaftssälen zu Karten- und Schachspiel. Bei allen Spielen wurden Wetten abgeschlossen, bei denen es mitunter um hohe Einsätze wie Pferde, Waffen, Schmuck und Uhren ging.

Zum unabdingbaren Bestandteil des Kurlebens gehörte die Musik. Balneologen waren nämlich der festen Überzeugung, daß gerade bei einer Trinkkur die Musik die Funktion der Organe günstig beeinflusse und so den Genesungsprozeß fördere. Schon in den Anfangszeiten des Kurbetriebs gastierten sporadisch fahrende Spielleute und Pfeifer mit ihren Sackpfeifen am Ort. An ihren meist traditionellen Weisen vergnügten sich das die Gäste so zahlreich begleitende Gesinde und die Dorfbevölkerung. Adlige Besucher wie Kurfürst August von Sachsen bei seinem Aufenthalt 1584 oder 1628 Landgraf Georg II. bevorzugten das intime Konzert im Haus. Vor einem kleinen Zuhörerkreis boten ausgebildete Musiker und Sänger ihre Kunst dar. Zum Repertoire gehörten neben Instrumentalmusik auch Kantaten und fünfstimmige Madrigale.

Ansprechende öffentliche Musikdarbietungen führte erst Landgraf Ernst nach Ende des Dreißigjährigen Krieges ein. Mitglieder seiner Hofkapelle spielten am Weinbrunnen auf und boten ein Programm, das sich ganz am höfischen Geschmack orientierte. Nach dem Tode des Landgrafen endeten diese Vorstellungen. Sein Nachfolger bemühte sich um Ersatz. Erstmals 1702 engagierten die hessischen Behörden zur großen Begeisterung des Publikums für die gesamte Saison eine eigene Kurkapelle. Neu war, daß deren Repertoire sich nun eher an dem Geschmack des bürgerlichen Publikums

orientierte. Die Mitglieder der achtköpfigen Kapelle waren Juden, die mit Instrumentalmusik und, wie zeitgenössische Reisende berichten, anfangs auch mit „überaus schönem Gesang“ erfreuten. Die Sänger waren meist ausgebildete Kantoren, die sich, wenn sie keine feste Stelle in einer Gemeinde fanden, auf diesem Weg etwas verdienten. Die Musiker stammten aus Runkel an der Lahn, aus Bingen und aus Weisenau bei Mainz. Besetzt war das Kurorchester mit acht Personen, von denen je zwei Violine, Querflöte, Klarinette oder Horn spielten, einer Violoncello und einer den Kontrabaß. Ihren festen Platz hatte die Kapelle auf der Empore der Galerie am Weinbrunnen, die Landgraf Ernst erbaut hatte. Bei dem Publikum waren die jüdischen Musiker beliebt wegen ihres großen und modernen Repertoires, denn sie spielten Tanzmusik ebenso wie Klezmer und zeitgenössische Kompositionen. 1808 engagierte sie sogar die hessische Prinzessin für ihren Geburtstagsball, den sie in Langenschwalbach gab. Sicherlich reagierte die Kapelle auch auf die Wünsche des Publikums, denn auf dessen Gunst waren sie angewiesen. Die Musiker sammelten während des Konzertes mit dem Hut, wobei sie sich generell mit einem geringeren Obolus zufriedengaben als ihre christlichen Kollegen in anderen Kurorten. Musiziert wurde morgens und nachmittags. Abends spielten die Musiker auch in den Gasthäusern und den Gesellschaftssälen zum Essen auf. Aufführungsverbot bestand nur an Sonn- und Feiertagen zu den Gottesdienstzeiten.

Bestimmte tagsüber das bürgerliche Publikum mit seinen Vergnügungen das Kurleben, so gab am Abend der in Langenschwalbach anwesende Adel den Ton an. Während der Blütezeit des Ortes verging während der Saison kaum ein Tag, ohne daß diese Familien nicht ein Konzert, eine Opernaufführung oder einen festlichen Ball veranstalteten. Weilte der Fürst von Thurn und Taxis in Langenschwalbach – er war jahrzehntelang Stammgast –, so befand sich in seinem Gefolge seine kleine italienische Oper. Auch der Fürst von Nassau-Weilburg erregte mit den Opernaufführungen seines eigenen Ensembles große Aufmerksamkeit; denn er hatte vorzügliche Musiker engagiert, die er mit großem finanziellem Aufwand in Italien ausbilden ließ. Gelegentlich formierten sich die Musiker aller anwesenden Fürsten zu einem gemeinsamen Orchester, das dann mehr als 60 Personen stark war. Der besondere Reiz dieser Veranstaltungen lag darin, daß alle Kurgäste, gleich welchen Standes sie waren, hier freien Zutritt hatten. Dies trug mit dazu bei, daß Langenschwalbach im 18. Jahrhundert den Ruf genoß, ein Bad zu sein, in dem Standesgrenzen aufgehoben waren. Vor allem auf das aufstrebende, wirtschaftlich gut situierte Bürgertum der großen Städte übte dies eine enorme Anziehungskraft aus. Bei genauerer Hinsicht entpuppte sich die angebliche Standesgleichheit jedoch als Illusion. Bürgerliche, gleich welcher einflußreiche Position sie auch immer begleiteten

mochten, hatten zum Beispiel bei den Bällen ihren Platz hinter den Stuhlreihen, welche die Tanzflächen begrenzten. Tanzen selbst war ihnen nicht gestattet. Und auch bei Theatervorstellungen des Adels wies man den Bürgerlichen nur die hinteren Plätze zu. Das gesellschaftliche Leben in Langenschwalbach gab also vor allem adligen Personen reichlich Gelegenheit zur Selbstdarstellung ihres Reichtums und guten Geschmacks. Alle anderen gesellschaftlichen Gruppen durften den Divertissements nur als Zaungäste beiwohnen. Sie bildeten quasi die Kulisse, vor der sich der Adel in Szene setzen konnte. Im vermeintlich engen Kontakt zum Adel lag andererseits die besondere Attraktion für das bürgerliche Publikum. Gerade aus diesem Aufeinandertreffen der verschiedenen Stände auf engstem Raum erklärt sich die Faszination, die Langenschwalbach über Jahrzehnte auf alle Besuchergruppen ausübte und den Ort zu einem der beliebtesten Modebäder der Zeit aufsteigen ließ.

*

Der jüngste Kurort, der im folgenden vorgestellt werden soll, ist Schlangenbad. Zusammen mit den Mineralquellen von Langenschwalbach beschrieb im 16. Jahrhundert der Arzt Tabernaemontanus auch eine als heilkräftig bekannte Quelle in einem einsamen, dichtbewaldeten Tal, etwa zwei Wegstunden von Langenschwalbach entfernt. Hier grenzten, wie Tabernaemontanus erläuterte, die Territorien der Landgrafschaft Hessen und des Kurfürstentums Mainz aneinander. Die Grenze bildete der das Tal durchfließende Bach. Die besagte heilkräftige Quelle lag auf hessischem Gebiet.

Nach Einschätzung Tabernaemontanus' eignete sich das lauwarmer Wasser der dortigen Quelle vorzüglich für eine kombinierte Bade- und Trinkkur. Er empfahl es zur Behandlung allgemeiner Befindlichkeitsstörungen, bei Magen- und Darmproblemen und bei Gelenkbeschwerden. Ganz falsch lag er mit dieser Empfehlung nicht, denn die Schlangenbader Quelle gehört zu den sogenannten Akratothermen. Deren Wasser gilt als indifferent, d.h. es enthält keine besonders hervorstechenden chemischen Bestandteile und ist daher besonders zur Behandlung rheumatischer Beschwerden geeignet.

Der Aufschwung Langenschwalbachs ließ in Landgraf Moritz zu Beginn des 17. Jahrhunderts den Plan reifen, bei der Quelle einige Gebäude zu errichten, um hier ein Wildbad zu gründen. Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges vereitelte jedoch das Vorhaben. 1687 erinnerte sich Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels wieder der Therme im Wald. Er ließ dort ein Holzhaus errichten, damit „arme und presthafte Leute“, aber auch Juden, in den Genuß des gesundheitsfördernden Wassers kämen. Was auf den ersten Blick als milde Tat erscheint, bedeutete indessen, daß Landgraf Ernst diesen Personenkreis aus Langenschwalbach fernzuhalten versuchte. Als Ar-

men- und Judenbad bestand Schlangenbad nur vier Jahre. 1693 – unmittelbar nach dem Tode Landgraf Ernsts – erwarb Karl von Hessen-Kassel als Mitinhaber der Landesherrschaft die Quelle von seinen Verwandten. Bei dem Kauf ließ er sich von wirtschaftlichen Überlegungen leiten. Er beabsichtigte, hier in staatlicher Regie ein Badehaus zu betreiben. Das Unternehmen versprach Gewinne abzuwerfen, denn Bäder boten sich als ideale Ergänzung zu der im nahegelegenen Langenschwalbach florierenden Trinkkur an. Zwischen 1693 und 1697 entstand in der Waldeinsamkeit ein repräsentatives Gebäude, das den Landgrafen die enorme Summe von 22 000 Gulden kostete. Da Karl die anfallenden Kreditzinsen wegen der gleichzeitig laufenden großen Baumaßnahmen in seiner Residenz Kassel und in Bad Pyrmont nicht aufbringen konnte, erhielt der Geldgeber, ein Frankfurter Kaufmann, das Exklusivprivileg, neben dem landgräflichen Haus ein Wirtshaus zu errichten, das er auf Lebenszeit steuer- und abgabefrei betreiben durfte. Diese beiden Häuser bildeten zusammen mit einem Wachthaus, Stallungen, Remisen, Schlachthaus, Eiskeller, Kramladen und anderen Wirtschaftsgebäuden die Keimzelle des heutigen Ortes.

Aufmerksamer Beobachter der Bautätigkeit in Schlangenbad war der Mainzer Kurfürst Lothar Franz von Schönborn. In der Hoffnung, hier wie sein Nachbar an dem Badebetrieb teilzuhaben und damit womöglich eine lukrative Einnahmequelle zu erschließen, ließ Lothar Franz auf der Mainzer Seite nach einer Therme suchen, jedoch ohne Erfolg. Dennoch gab er 1700 den Auftrag, auf der Mainzer Seite des Grenzbaches gegenüber dem hessischen Haus ein Gästehaus zu errichten. 1703 vereinbarten beide Seiten vertraglich, daß Mainzer Gäste die Bäder auf hessischer Seite ungehindert nutzen durften. Beide Häuser verband seit diesem Jahr auch ein überdachter Gang über den Grenzbach hinweg.

Schlangenbad war seit langer Zeit wieder die erste landesherrliche Bädergründung im Südwesten des Deutschen Reiches. Rund 100 Jahre zuvor war als vorerst letzte Gründung dieser Art Bad Boll bei Stuttgart entstanden. Die Schlangenbader Anlagen regten ihrerseits in den folgenden Jahrzehnten eine Reihe weiterer Gründungen an. Die bekanntesten sind Langensteinbach bei Karlsruhe und Zaisenhausen in der Nähe von Bad Mergentheim.

Die Vorbildfunktion Schlangenbads wird verständlich, wenn man sich die Bäderanlagen näher betrachtet. Von dem Ende des 17. Jahrhundert erbauten hessischen Haus ist aus der Bauzeit kein Aufriß erhalten, wohl aber ein Grundriß. Er zeigt eine Anlage mit zwei kurzen Querflügeln. Im Erdgeschoß befanden sich acht Einzelbäder, von denen eines durch eine Treppe mit einem Zimmer im ersten Stock verbunden war. Die Räume waren mit etwas über 10 m² recht großzügig bemessen. Die Becken – man kann hier

auch schon von kleinen Swimming-Pools sprechen – maßen etwa 1,5 m auf 4,5 m. Das größte und luxuriöseste Bad war mit schwarzem Marmor ausgekleidet, die restlichen Bäder mit Delfter Kacheln gefliest.

Konzipiert waren die Bäder zwar als Einzelbäder, dennoch trug man dem Geselligkeitsbedürfnis der Gäste Rechnung. Vier von ihnen waren durch Türen miteinander verbunden, die auf Wunsch geöffnet werden konnten. Vor allem Frauen, die mit ihren Freundinnen nach Schlangenbad reisten, mieteten gerne solche Badesuiten.

Die Wasserversorgung für die Bäder erfolgte von einem Kesselraum aus. In einem großen Kupferkessel mit einem Fassungsvermögen von rund 3000 Litern wurde das Wasser erhitzt, das aus der Quellenfassung hinter dem Haus herbeigeleitet wurde. Das warme Wasser floß durch ein Röhrensystem in die Bäder, wo es aus Messinghähnen in die Becken sprudelte. Die Wassertemperatur ließ sich individuell regulieren, da alle Becken auch einen Kaltwasserzufluß besaßen.

Im Erdgeschoß des Hauses befand sich ferner noch eine Trockenkammer für das Brennholz und die Wohnräume des Hausverwalters, einige Gästezimmer, der Wirtschaftstrakt mit vier Küchenräumen und die Speisekammer. Vom Wirtschaftstrakt führte eine Dienstbotentreppe in den großen Speisesaal im ersten Stock. Der Hauptaufgang in das Obergeschoß befand sich an der linken Seite des Hauses. Im Treppenhaus plätscherte der hauseigene Trinkbrunnen in Form einer Muschel, in die das Heilwasser aus einem Löwenkopf floß. In dem Raum hinter dem Treppenaufgang war die Apotheke untergebracht. Die Haupttreppe selbst mündete in das große Spiegelzimmer mit angeschlossenem Lesekabinett. In der ersten Etage befanden sich weitere Gästezimmer und der große Speisesaal, der über dem Küchenrakt lag. In den Kammern unter dem Dach logierten die Dienstboten.

Vom Zuschnitt und der Anordnung der Räume her trug das hessische Haus deutlich die Züge einer schloßähnlichen Anlage. Das Äußere hingegen wirkte Beschreibungen zufolge dagegen eher schlicht. Dieses Manko wurde 1745 behoben. An der Außenfassade, zur Mainzer Seite hin, ließ der Landgraf einen Mittelrisalit mit Flachgiebeln hochführen, in den eine Uhr eingebaut wurde. Die neu angebauten Balkone schmückten schmiedeeiserne Gitter. Das Haus erhielt zudem ein Mansarddach.

Im Außenbereich komplettierte ein großes Lusthaus mit Ballsaal das Gebäudeensemble. An die Stallungen wurde zudem ein spezielles Becken angebaut, eine sogenannte Schwemme, in der nach den damals modernsten veterinärmedizinischen Erkenntnissen Verletzungen und Lähmungen bei Pferden mit Mineralwasserbädern behandelt werden konnten. Bei der Gestaltung der übrigen Außenanlage blieb dem Architekten wenig Spielraum. Die enge Tallage gestattete weder die Pflanzung einer weitläufigen Allee

noch die Gestaltung eines großzügigen Parks. So begnügte man sich mit der Anlage einiger Boskette.

Die Konzeption des gesamten Komplexes deutet darauf hin, daß Schlangenbad von Anfang an als „Fürstenbad“ geplant war. Es sollte dem Hochadel, dem Langenschwalbach wegen des steigenden Zustroms des bürgerlichen Publikums, aber auch wegen fehlender repräsentativer Unterkünfte nicht mehr exklusiv genug war, als Refugium dienen.

Um den Ort bekannt zu machen, wählten in den Anfangsjahren der hessische Landgraf, aber auch der Mainzer Kurfürst, Schlangenbad zu einem ihrer bevorzugten Aufenthaltsorte. Abseits des Hofes trafen sie sich hier gerne mit ausländischen Diplomaten. Die Familie Schönborn nutzte den Ort auch zu Familientreffen. Als der Fürstbischof von Würzburg, Philipp Franz von Schönborn, im Mai 1722 in Schlangenbad ankam, traf er dort auf seine Schwester, fünf Nichten, seine Mutter, seinen Bruder Franz Georg, den späteren Kurfürsten von Trier, und seinen Onkel Lothar Franz. Grund für das Familientreffen war übrigens die geplante Heirat einer Nichte. Aus diesem Grund hatte die Familie auch den potentiellen Bräutigam, den jungen Baron von Fürstenberg zur Begutachtung herbeizitiert.

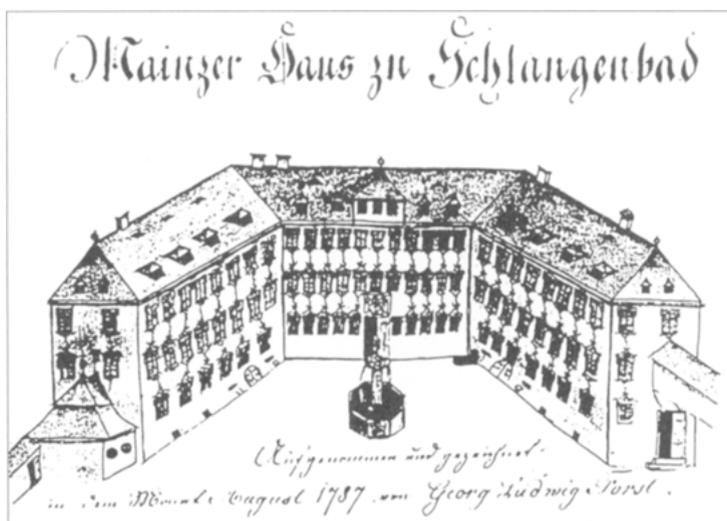


Abbildung 7: Mainzer Haus zu Schlangenbad, 2. Hälfte 18. Jahrhundert.
Zeichnung von G. L. Forst (Museum Wiesbaden).

Die häufige Anwesenheit der beiden Regenten ließ Schlangenbad rasch zum Treffpunkt regierender Landesfürsten werden. In die Gästelisten trugen sich – um nur einige Beispiele zu nennen – der Herzog von Mecklenburg,

die Grafen von Solms und Nassau-Siegen, die Grafen von Hohenlohe und der Kurfürst von Trier ein. Den Regenten folgte der gesamte Hofadel, ferner die hohen Chargen der Landesverwaltung und des Militärs, sofern sie ein Adelsprädikat besaßen, außerdem der obere Klerus und die adligen Räte des Wetzlarer Reichskammergerichts. Schlangenbad war damit ein Luxusbad, das Gäste von weither anzog. Nur schwach vertreten war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das wohlhabende Bürgertum, das dann meist dem Patriziat der freien Reichsstädte angehörte. Der Anteil bürgerlicher Besucher stieg jedoch gegen Ende des Jahrhunderts leicht an. Anders als die hessischen Nachbarn hatten es die Nachfolger Lothar Franz von Schönborn versäumt, das Mainzer Haus und die Außenanlagen zu modernisieren. Dem Hochadel war das Gebäude nicht mehr komfortabel genug, er mied die Mainzer Seite. Das bürgerliche Publikum war jedoch von der altmodischen Anlage entzückt. Da der Verwalter des Mainzer Hauses die Übernachtungspreise senkte, um die Gäste anzulocken, konnte sich mancher einen Aufenthalt in Schlangenbad leisten, der dazu vorher nicht in der Lage war.

Trotz des steigenden Anteils bürgerlicher Besucher beherrschte aber während des gesamten 18. Jahrhundert der Adel das gesellschaftliche Leben in Schlangenbad. Das Unterhaltungsprogramm orientierte sich ausschließlich am höfischen Geschmack und war an Exklusivität kaum noch zu überbieten. Beispielhaft zeigt sich dies während des Aufenthalts des Fürstbischofs von Würzburg, Philipp Franz von Schönborn im Mai des Jahres 1722. Er reiste mit einem Gefolge von 166 Personen an, die zu seinem Schutz aufgebotenen Soldaten nicht eingerechnet. Auch brachte er seine gesamte Hofkapelle mit, unter ihnen sechs venezianische Musikanten, zahlreiche Sänger, Sängerinnen und einen Kastraten. Die gesellschaftliche Elite veranstaltete hier Bälle und festliche Abendserenaden, zu denen die Geladenen meist kostümiert erschienen. Tagsüber ergingen Einladungen zur Parforcejagd und Wachparaden. Der zur gleichen Zeit anwesende Landgraf von Hessen übertrumpfte das Programm seines Nachbarn noch mit einem Nachtschießen und einem prachtvollen Feuerwerk. Gelegentlich unternahm die Kurgesellschaft auch Tagesausflüge nach Langenschwalbach, um dort anwesende Standesgenossen zu besuchen. Abends zog man sich wieder in die Einsamkeit von Schlangenbad zurück, wobei es zum guten Ton gehörte, über das quirlige Leben und die baulichen und hygienischen Verhältnisse im Nachbarort die Nase zu rümpfen.

Selbst wenn die Schlangenbader Gesellschaft badete, fehlte das exklusive Rahmenprogramm nicht. In den Bädern deklamierte ein Vorleser Gedichte oder las aus den neuesten Romanen und Zeitschriften vor, die man sich nach Schlangenbad nachsenden ließ. In der verbleibenden Zeit malte

man, erledigte die umfangreiche Korrespondenz und diskutierte im Lesekabinett die neuesten politischen Entwicklungen. Bei schlechtem Wetter spielten die Herren in der Galerie leidenschaftlich Billard. Dieses Spiel galt als überaus vornehm, weswegen es auch als „hohes Spiel“ bezeichnet wurde. Zeitgenossen rühmten es, weil es große Konzentration erforderte und wegen der notwendigen Kenntnisse der Geometrie „Inbegriff des logischen Denkens und des klaren Kopfes war“. Alles in allem trug das Leben in Schlangenbad die gleichen Züge wie am Ort der Residenz, bei Hof. Es wurde nur in die Waldeinsamkeit übertragen.

Abschließend lassen sich die charakteristischen Merkmale der drei Kurorte folgendermaßen zusammenfassen. Mit Wiesbaden, Langenschwalbach und Schlangenbad haben wir verschiedene Typen von Heilorten kennengelernt. Wiesbaden und Schlangenbad boten die klassischen Badekuren an, während Langenschwalbach seinen Aufstieg der seit dem 16. Jahrhundert propagierten Trinkkur als medizinischer Therapie verdankt. Die drei Kurorte unterschieden sich aber auch im Hinblick auf die soziale Zusammensetzung des Publikums deutlich voneinander. Wiesbaden verkörpert stark vereinfacht gesagt das Kleinbürgerbad, Langenschwalbach das multiständische Modebad und Schlangenbad das Fürstenbad.

Die Funktion als Badeort prägte im Laufe des fortschreitenden 18. Jahrhunderts immer deutlicher das äußere Erscheinungsbild aller drei Orte. Öffentliche Brunnenanlagen, Alleen und Parks setzten neue Akzente. Festzuhalten ist aber auch, daß alle drei Kurorte nur dann florierten, wenn der Landesherr sie intensiv förderte. Indem er die Attraktion der Orte steigerte, befriedigte er sowohl das eigene Repräsentationsbedürfnis, als auch die wachsenden Ansprüche des Kurpublikums nach Unterhaltung und Vergnügungen.

In der Kombination von Gesundheitsförderung und Suche nach gesellschaftlichem Vergnügen lag in der damaligen Zeit der Reiz der Badereise. Jeder der drei Orte konnte hier auf höchst unterschiedliche Weise den Ansprüchen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen genügen.

So war das Bäderdreieck Wiesbaden, Langenschwalbach und Schlangenbad in jeder Beziehung das „Paradies der Kurgäste“.

Literaturauswahl

Bad Schwalbach: 400 Jahre Heilbad 1581-1981. Hrsg. von der Kurverwaltung. Bad Schwalbach 1981.

Beschreibung eines Aufenthalts im Schlangenbade. Riga 1777.

- BITZ, M.: Badewesen in Südwestdeutschland 1550 bis 1840. Zum Wandel von Gesellschaft und Architektur. Idstein 1989.
- BLEYMEHL-EILER, M.: Nutzung und wirtschaftliche Bedeutung der Wiesbadener Thermalquellen im 18. Jahrhundert. In: Frontinus-Tagung in Wiesbaden 1995. Bergisch-Gladbach 1996 (Schriftenreihen der Frontinus-Gesellschaft 20), S. 147-158.
- BLEYMEHL-EILER, M.: Stadt und frühmoderner Fürstenstaat. Wiesbadens Weg von der Amtsstadt zur Hauptstadt des Fürstentums Nassau-Usingen. Mitte 16.- bis Ende 18. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau). Wiesbaden (im Druck).
- BLEYMEHL-EILER, M.: Wiesbaden 1690-1866. Von der Nebenresidenz zur Haupt- und Residenzstadt. In: Andermann, Kurt (Hrsg.): Residenzen – Aspekte hauptstädtischer Zentralität von der frühen Neuzeit bis zum Ende der Monarchie. Sigmaringen 1992 (Oberrheinische Studien 10), S. 397-440.
- CZYSZ, W.: Vom Römerbad zur Weltkurstadt. Geschichte der Wiesbadener heißen Quellen und Bäder (Schriften des Stadtarchivs Wiesbaden 7). Wiesbaden 2000.
- DIMMING, O.: Schlangenbad. In: BOTHE, R. (Hrsg.): Kurstädte in Deutschland. Berlin 1984, S. 458-472.
- DOLLWET, J. (Hrsg.): „Wer an seinem Schöpfer sündigt“. L. F. C. Schmid über seinen Kuraufenthalt 1765 in Wiesbaden (Schriften des Stadtarchivs Wiesbaden 3). Wiesbaden 1994.
- DÖRFELD, S.: Schlangenbad. Geschichte und Gegenwart. Schlangenbad 1968.
- GENTH, A.: Kulturgeschichte der Stadt Schwalbach. Wiesbaden 1858.
- MERVEILLEUX, D. F. (d.i. Pierre Josef de la Pimpie Solignac): Amusements des Eaux de Schwalsbach, des Bains de Wisbaden et de Schlagenbad. Liège 1739.
- ZOBELLY, F. / SOHL, W.: Fürstbischöfliche Badereise 1722. Ingelheim 1963.

Benutzte Archive:

- Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden
 Best. 137, Herrschaft Wiesbaden.
 Best. 108, Rheingau.
 Best. 303, Amt Hohenstein.
 Best. 3011, Kartensammlung.

Christoph-Hellmut Mahling

„Residenzen des Glücks“. Konzert – Theater – Unterhaltung in Kurorten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

Im Jahre 1717 übernahm Fürst Leopold von Anhalt-Cöthen die Regentschaft und verpflichtete einen neuen „Capellmeister“ und „Director“ der fürstlichen Kammermusik, nämlich keinen geringeren als Johann Sebastian Bach. Seitdem wollte er diesen nirgends entbehren. Der Fürst reiste am 9. Mai 1718 zur Kur in das von hohen Persönlichkeiten häufig besuchte Karlsbad, und es ist anzunehmen, daß er seinen Kapellmeister und zumindest einen Teil seiner Hofmusiker – die Kammermusiker – auf diese Reise mitnahm. Daß dies so war, ist allerdings erst für die zweite Reise im Jahre 1720 belegt. Hier erfolgte die Anreise am 27. Mai und die Rückreise dürfte im Juli gewesen sein. Die Rückkehr verlief für Bach traurig, da seine Frau Maria Barbara während seiner Abwesenheit am 7. Juli verstorben war. Bach hatte sein »Concert avec plusieurs instruments«, sein fünftes Brandenburgisches Konzert, vermutlich als „Reisekonzert“ und zur Präsentation in Karlsbad geschrieben, wobei er sich zugleich als hervorragender „Clavierspieler“ präsentieren konnte. Vielleicht traf Bach ebenfalls in Karlsbad bei dieser Gelegenheit den späteren Widmungsträger seiner sechs Konzerte, den Markgrafen Christian Ludwig von Brandenburg, und erhielt von diesem das Angebot, ihm einige Kompositionen für seine Hauskapelle zu übersenden. Diesem Wunsch kam Bach nach und überreichte dem Markgrafen wohl im Frühjahr 1721 – die Widmung trägt das Datum 24. März 1721 – seine sechs sogenannten Brandenburgischen Konzerte. Dies macht deutlich, wie wichtig Kurorte als Stätten der Erholung, des Vergnügens und der Repräsentation, aber auch als „Schaltstellen“ für Verbindungen waren. Hier traf sich der Adel und das gehobene Bürgertum in den Sommermonaten, um sich zu unterhalten und zugleich etwas für die Gesundheit sowie das körperliche und geistige Wohlbefinden zu tun. Die Musik spielte hierbei keine geringe Rolle.

Baden und Musik gehören schon seit der Antike zusammen. Beides ist zu den angenehmen Unterhaltungen zu zählen und nicht selten in Verbindung mit ausgesuchten Tafelfreuden anzutreffen. Essen und Trinken im Bad wurden durch das Spiel der Musikanten – oder eigenes Musizieren – noch angenehmer und unterhaltsamer. Die Musik trug zur guten „Gestimmtheit“ der sich Vergnügenden bei.

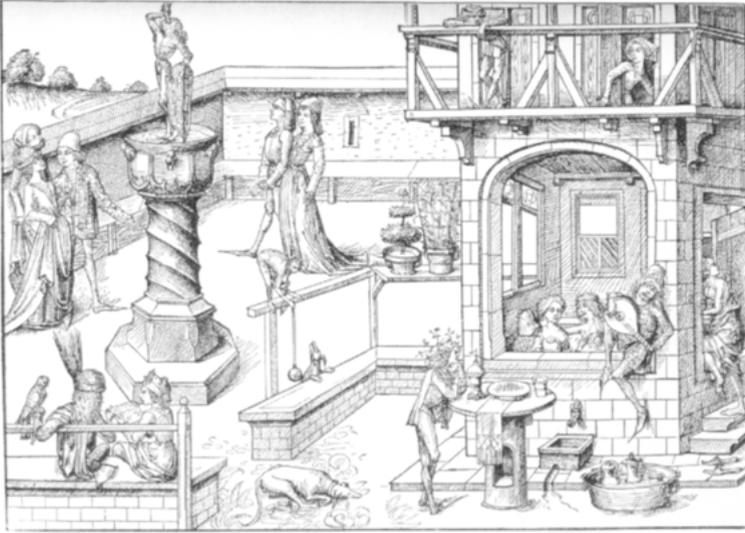


Abbildung 1: Geselliges Treiben in einem Mineralbad am Bodensee im 15. Jahrhundert. Aus dem Hausbuch der Familie Goldast zu Konstanz, wahrscheinlich von Bartholomäus Zeitblom (aus: Martin S. 260).



Abbildung 2: Musizieren im öffentlichen Bad. Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt von Hans Sebald Beham, Kongelige Kobberstik Sammling, Kopenhagen (aus: Salmen, Musikgeschichte, S. 103).

Teilweise wurde das Baden auch durch Tänze unterbrochen, zu deren Begleitung die Musiker ebenfalls „gebraucht“ wurden. So wurde zum Beispiel aus der Zeit des Gnaeus Pompeius (78-60 v. Chr.) über einen Prozeß berichtet, den Cicero gegen den Proprätor von Sizilien, Gaius Verres, führte. Letzterem wurde sträflicher Musikluxus vorgeworfen. Statt seinen Dienstgeschäften auf dem Forum nachzugehen, habe er sich mit Sängern und Instrumentalisten an den Strand gesetzt, so daß „locum illum perspare totum mulierum vocibus cantuque symphoniae“ die Folge gewesen sei (Wille S. 95/96). Seneca kritisierte in seinen *Epistulae* »Zur Lebensführung« den Lärm von Personen, die sich im Bad gern singen hören (Wille S. 159). Apollo galt zugleich als Gott der Heilkunst und der Musikpflege.



Abbildung 3: Badeszene 1571. Titelholzschnitt zu „Aller heilsamen Bäder und Brunnen Natur“ von Gallus Etschenreutter, gedruckt bei Christian Müller in Straßburg (aus: Salmen, Musikleben, S. 103).

Kurmusik bzw. Bademusik und Tanz gehörten im Mittelalter ebenfalls zum Badeleben (Vergleiche hierzu entsprechende Darstellungen auf Vasen, Mosaiken, Holzschnitten etc.). Während des stundenlangen „Einsitzens“ im Wasser-Bad bedurfte es dringend der Unterhaltung. Auch Mahlzeiten wurden daher namentlich bei vornehmen Gesellschaften im Bad eingenommen, so zum Beispiel die Morgensuppe oder das Badgericht. Im Jahre 1417 berichtete der Humanist Poggio di Guccio Bracciolini (1380-1459) – Sekretär von sechs Päpsten – einem Freunde aus Baden bei Zürich: „Mancher besucht täglich 3 bis 4 mal Bäder, und bringt den größten Teil des Tages mit

Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Selbst im Wasser setzen sich einige hin und spielen Instrumente.“ (vgl. auch die Abbildungen 1-3)

Die Musik kann aber nicht nur „Unterhaltung“, sondern zugleich auch Therapie sein. In diesem Zusammenhang kommt es unter anderem darauf an, wie die Musik eingesetzt wird, zum Beispiel, mit welchen Instrumenten welche Musik gespielt wird. Eine „Bransle de Malte“, wirkt – allein schon wegen der Auswahl eines entsprechenden Instruments – beruhigender als eine „Bransle gay“. (Abbildungen 4, 5)



Abbildung 4: Männerbad Anfang 16. Jahrhunderts.
Aus einem Holzschnitt von A. Dürer (aus: Martin S. 320).



Abbildung 5: Darstellung des Planeten Venus. Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert, Berliner Blockbuch (aus: Martin S. 12).

Baden war immer auch ein Gemeinschaftserlebnis und konnte, als Fest gestaltet, für den oder die Betroffenen recht kostspielig werden. Hier sind die Singbäder der Meistersinger zu erwähnen. So heißt es zum Beispiel in der wohl aus dem 14. Jahrhundert stammenden Kolmarer Liederhandschrift:

„So will ich singen waz ich kan
als dick als es gelanget mir
Al in dem bad und bij dem win
wie gerne ich daz tet.“

Und die Ulmer Tabulatur von 1644 bestimmte:

„Die Singer... sollen sich alles zusammen singens, es sey auff der Schul, in den Zechen, in dem Bad enthalten. Es wäre dann sach der Bixenmeister oder Märcker begehrtens an Sie... Der Kranzgewinner [Kronmeister] soll gleich den Montag nach der Freischule ein Singbad anstellen.“ (Martin S. 181)

An anderer Stelle wurde vermerkt, daß während des Badens keine geistlichen Lieder gesungen werden sollten, da dies die Unterhaltung störe. Schließlich berichtet der Arzt des Papstes Sixtus V., Baecius (1571), daß er beim Freibad von Burtscheid Tanzmusik und Gesang gehört habe und daß dies in ganz Deutschland so Sitte sei. (Martin S. 338)

Wie eingangs schon erwähnt, dienten Badereisen im 18. Jahrhundert der Gesundheit, der Unterhaltung, aber auch der Repräsentation. Die Kurzeiten waren in der Regel auf die Monate Juni bis August begrenzt. Für den Adel war es selbstverständlich, sich von Musikern begleiten zu lassen. Dies waren jedoch keineswegs immer nur die Kammer- oder Hofmusiker, sondern häufig auch die Hautboisten, da sich ihr Spiel vor allem für die Darbietungen in der „freien Luft“, also bei den Promenaden der Herrschaften besser eigneten. Sie hatten außerdem zumeist die „Tafelmusiken“ auszuführen. Schon im 18. Jahrhundert sahen ebenfalls die Komponisten Möglichkeiten, diesen Musikern entsprechend unterhaltende Stücke zu verkaufen und auf diese Weise derartige „Lokalitäten des Wohlstands und des Wohlergehens mit Werken zu bedienen“. So schrieb beispielsweise kein geringerer als Georg Philipp Telemann für diesen Bedarf Gelegenheitswerke wie »Les cors de Wiesbaden« oder 1734 die »Scherzi Melodichi, per divertimento di coloro che prendono l'acque minerali in Pirmonto, con Ariette semplici e facili«. In diesem damals als vornehm geltenden Bad wurde während der Saison täglich mit „Allee-Musiken“ aufgewartet. (Abbildung 6)

Aristokratie und später auch das Großbürgertum einschließlich der arrierten Künstler genossen hier, wie in anderen Bädern – etwa dem englischen Bath, in Spa oder in Bad Driburg – vielfältige musikalische Darbietungen. Da es sich offenbar auch für die Musiker lohnte, zur Badesaison präsent zu sein, wurden – vor allem im Zuge der Entwicklung „zum öffentlichen bürgerlichen Musikbetrieb“ – die Konzessionen für die Übernahme der Kurmusik immer beliebter. Stadtmusikanten, Militärmusiker, aber auch „freie Ensembles“ lösten zunehmend die Hofmusiker ab. In Bad Meinberg wurde 1770 ein Ballhaus eröffnet, die erste Kurmusik ist allerdings erst für den 15. Juli 1776 dokumentiert. Die Oboisten des Königlich Großbritannisch und Kurfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgischen Regiments besorgten von da an über einen Zeitraum von sieben Jahren die Unterhaltung

der Kurgäste. 1784 übernahmen diese Aufgabe die Oboisten des Regiments Prinz Friedrichs zu Einbeck und 1786 fanden sich sogenannte „Prager Musikanten“ – also Musiker aus Böhmen – neben der offiziellen Kurmusik, der Stadtpfeifer aus Lemgo (Stadtmusiker Hoffmann), in Meinberg ein. Engagiert und bezahlt wurden sie von einigen wohlhabenden Kurgästen, die diese Musikanten schon in anderen Bädern gehört hatten.

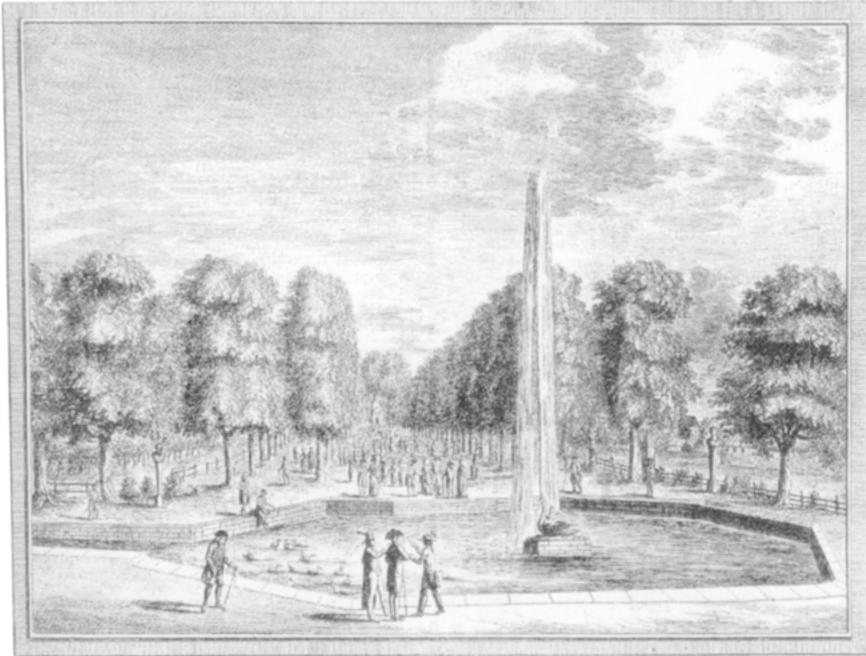


Abbildung 6: Die „Allee“ in Pyrmont. Kupferstich nach Weitsch von Geyser. Marcard, Beschreibung von Pyrmont. Leipzig 1784. „Muster“ für andere Bäder (aus: Martin S. 361).

Dies blieb so bis 1799, d.h. es gab in dieser Zeit sogar zwei Kurorchester. Von 1800 bis 1803 waren es wieder „Böhmische Musikanten“ und danach bis 1813 die Detmolder Militärmusiker, die in Bad Meinberg musizierten. In der Folge wechselten sich die „Böhmischen Musikanten“, Detmolder Militärmusiker und Detmolder Stadtmusiker sowie Orchester aus Fulda, Mannheim, Berlin, Dessau und Hannover ab. Alle diese Orchester oder Ensembles konnten aus den mittels Verpachtung erworbenen saisonalen Konzessionen hohe Einkünfte beziehen. Pauschale Vergütungen standen hier neben anderen Arten der „Entlohnung“, wie sie zum Beispiel aus Tanzveranstaltungen gut bekannt sind. Dort wurde meist nach jedem Tanz

auf der Tanzfläche kassiert. So erfahren wir zum Beispiel aus einem Bericht über Bad Bocklet bei Würzburg – in diesem Orchester hatte Heinrich Joseph Wassermann als Geiger eine Anstellung gefunden – näheres über die Bezahlung der Musikkapelle:

„Eine gut besetzte Kurmusik, welche während der Badesaison am Konzerte sich aufhält, sucht durch ihre Leistungen die Annehmlichkeiten des Kurortes zu erhöhen. Sie spielt täglich Morgens und Abends während des Brunnentrinkens im Kurgarten, und auch außerdem bei besonderen Gelegenheiten. Jeder Kurgast gibt dieser Musik einen beliebigen Geldbetrag, den sie gewiß billigerweise verdient. Während der Mittagstafel [die in der Regel allgemein in den Bädern gemeinsam und öffentlich war] spielt die Musik täglich, wofür sie dann eine kleine Belohnung von den Tafelgästen einsammelt.“ (Kirschgessner S. 93. Herrn Kollegen Beer gilt mein Dank für diesen Hinweis.)

Besuchte man die Bäder vornehmlich aus gesundheitlichen Gründen, so scheinen die Ärzte gelegentlich die Benutzung mehrerer Heilquellen nahezu gleichzeitig empfohlen zu haben – auch unter dem Aspekt, daß die unterschiedlichen Quellen gegen unterschiedliche Leiden von Nutzen sein könnten. Ludwig van Beethoven oder Clara Schumann können hier als Beispiele dienen. So schrieb zum Beispiel Beethoven am 9. August 1812 an seinen Verleger Breitkopf und Härtel in Leipzig aus „Franzens Brunn bey Eger“:

„Mein arzt treibt mich von einem ort zum andern um endlich die Gesundheit zu erhaschen, von Teplitz nach Karlsbad, von da hieher, in Karlsbad spielte ich den sachsen und Preußen etwas vor zum besten der Abgebrannten stadt Baden [bei Wien], es war so zu sagen ein armes Konzert für die armen – der Signore polledrone half mir dabey und nach dem er sich einmal wie gewöhnlich abgeängstigt hatte spielte er gut... – und nun muß ich mich enthalten ferner zu schreiben, dafür muß ich mich wieder im wasser herum plätschern...“ (Brief vom 9.8.1812, Brandenburg S. 285. Beethoven hat sich in jedem der genannten Bäder ungefähr vier Wochen aufgehalten.)

Das genannte Konzert fand am 6. August 1812 statt. Das Programm umfaßte eine Violinsonate sowie eine Fantasie von Beethoven, ein Grand Trio und Variationen für die Violine des Geigers Polledro. Welche Violinsonate Beethovens gespielt wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln, zumal sich die beiden Künstler – da sie auf das Konzert nicht vorbereitet waren – erst die Noten bei dem örtlichen Buch- und Musikalienhändler ausleihen mußten und damit auf dessen „Angebot“ angewiesen waren.

Ein weiterer Brief vom 12. August 1812 aus Franzensbad an Erzherzog Rudolph berichtet über dieses Benefizkonzert, erwähnt dabei aber auch die Kurmusik: „... in Teplitz hörte ich alle Tage 4-mal türkische Musick [= Militärmusik], den einzigen Musikalischen Bericht, den ich abstaten kann. Mit Goethe war ich viel zusammen...“ (Brandenburg S. 288.)

Letztlich sei noch ein Brief Beethovens – ebenfalls an Erzherzog Rudolph, der sich in Baden bei Wien zur Kur aufhielt – vom 24. Juli 1813 aus Wien erwähnt. In ihm heißt es unter anderem: „Graf Rasoumowsky höre ich, wird nach Baden kommen, und sein Quartett mitbringen, welches ganz hübsch wäre, in dem I.K.H. dabey gewiß eine schöne Unterhaltung finden werden, auf dem Lande weiß ich keinen schönern Genuß als Quartett-Musick.“ (Brief vom 24. Juli 1813, Brandenburg S. 358). Eine Art neue „Privatheit“ gegenüber dem öffentlichen Musikbetrieb wird hier deutlich.

Bäder zogen natürlich auch reisende Virtuosen an, da hier Geld zu verdienen war. Häufig musizierten aber auch Solisten mit Reputation ohne Entlohnung und nur der „Ehre wegen, vor den höchsten Herrschaften musizieren zu dürfen“. (So zum Beispiel noch 1910 Max Reger gegen das „Honorar“ eines gnädig überreichten Ordens.) Anerkannte und geschätzte Solisten, die sich für längere Zeit oder gar ständig an den Kurorten niedergelassen hatten, wurden häufig ebenfalls in den Konzertbetrieb der Kurbäder eingebunden. (Zum Beispiel die Sängerin Viardot-Garcia in Baden-Baden.)

Das Badewesen hatte sich am Ende des 18. Jahrhunderts gründlich geändert. Statt der Badekur wurde zunehmend die Trinkkur Mode der vornehmen Welt. Neue Bäder traten zum Teil an die Stelle der alten. So war zum Beispiel Karlsbad nach dem Brand von 1759 fast nur noch Trinkkurort, Baden-Baden – bisher nicht zu den Luxusbädern zählend – verdankt dieser Umstellung, aber auch der Nähe zu Frankreich, seinen Aufschwung. (Dies besonders auch nach dem Rastatter Frieden von 1797.) Hinzu kam, daß es als das billigste der großen Bäder galt, und – so eine Feststellung im Jahre 1817 – das einzige Bad war, wo der Gast nicht geprellt wurde. Von den alten Badebräuchen hatte sich nur noch das Vergnügen der Badegäste erhalten, an der gemeinsamen öffentlichen Tafel teilnehmen zu können.

Diese neue Art der Trinkkur ermöglichte auch das Flanieren und Promenieren in den entsprechenden Kurgärten und Alleen. Und so konnten die Kurkapelle und das Kurorchester einen festen Konzertplatz finden. Hinzu kam die allgemein sich wohl nach englischem Vorbild entwickelnde Form des öffentlichen Garten-, Kaffee- oder Promenadenkonzertes. (Abbildungen 7-10). Das Orchester spielte dabei in entsprechenden Pavillons oder auf erhöhten Bühnen. Es war also nur folgerichtig, diese neuen Formen des öffentlichen Konzerts auch auf die Badestädte und die Kurgärten zu übertragen.



Abbildung 7: Promenade in den „Vauxhall Gardens“ 1751. Radierung von Johann Sebastian Müller, Händel-Haus Halle (aus: Schwab S. 61).



Abbildung 8: Gartenkonzert in der Rotunde der „Vauxhall Gardens“ 1785. Aquatinta nach einem Gemälde von Thomas Rowlandson, Kunstsammlungen der Veste Coburg (aus: Schwab S. 61).

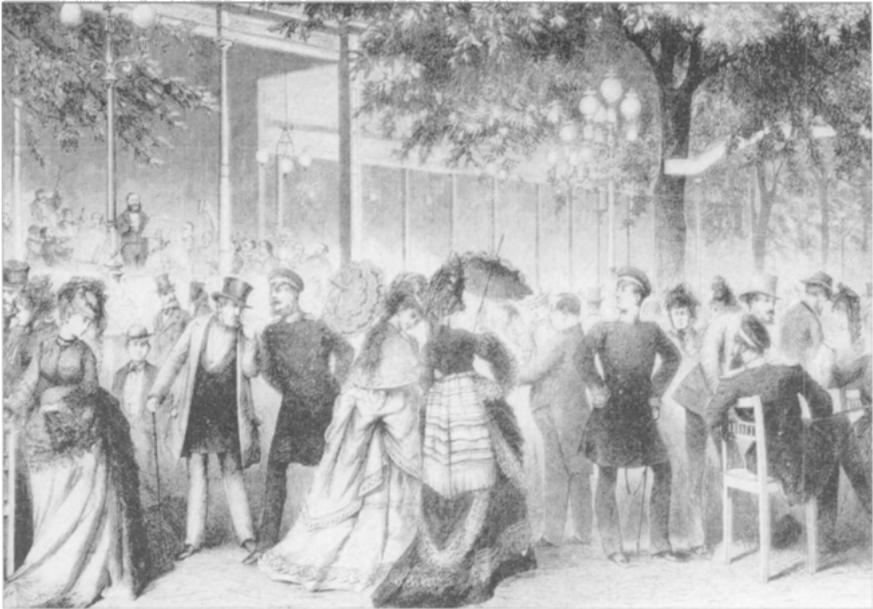


Abbildung 9: Kroll-Garten in Berlin um 1875. Zeichnung von Ekwall, Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz (aus: Mahling S. 278).



Abbildung 10: Freiluftkonzert im Wiener „Volksgarten“ 1889. Holzschnitt nach einer Zeichnung von Karl Trill, Illustrierte Zeitung Leipzig 1889 (aus: Schwab S. 134).

Diese neue Mode der Trinkkur brachte auch Kuriositäten hervor. Am 2. Juli 1823 wurden in Berlin die „Struwe-Soltmannschen Mineralwasser-Trinkanstalten“ eröffnet, nachdem Dr. Struwe ein Verfahren entwickelt hatte, warme und kalte Mineralwässer in großen Mengen „künstlich“ herzustellen und auf diese Weise in Berlin einen Ersatz für die verschiedensten Mineralbäder zu schaffen. Im Garten dieser Anlage befand sich ein Musikpavillon, in dem das „Kurorchester“ im Sommer seinen Platz hatte. Im Winter spielte man im „Local“ der Anstalt. Bezahlt von der Anstaltsleitung hatte dieses Orchester die sechs bis siebenhundert „Kurgäste“ jährlich zu unterhalten. (Abbildung 11)

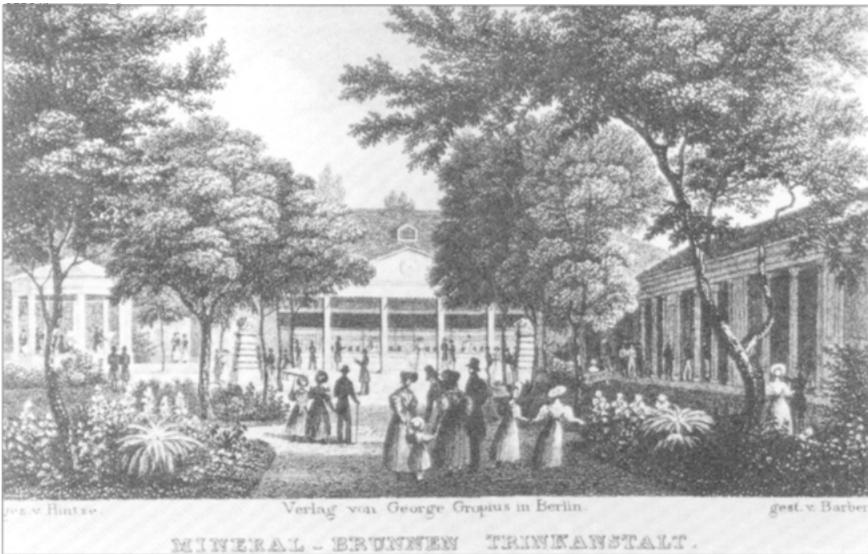


Abbildung 11: Struwe-Soltmannsche Mineralwasser-Trinkanstalt, Berlin
(aus: Mahling S. 273).

In den Jahren 1810 bis 1814 veröffentlichte das »Journal des Luxus und der Moden« eine Bade-Chronik, bei der es sich um Aufzeichnungen eines Mitarbeiters handelte, der gezielt alle wichtigen Badeorte besucht und darüber mehr oder weniger ausführlich berichtet hatte. So setzte er sich zum Beispiel 1810 intensiv mit den Verhältnissen in Karlsbad und Teplitz auseinander, berichtete dabei über den anwesenden Adel und dessen Unternehmungen, oder auch über die „Randerscheinungen“. Über Teplitz heißt es 1810:

„Die gewöhnlichen Bälle im großen Gartensaale waren höchst langweilig, sparsam besucht, und kamen selbst an den Sonntagen, zumal

bei schlechtem Wetter, gar nicht zu Stande... Konzerte, Deklamationen, Feuerwerke u.s.w. waren unbedeutend. Mit den mechanischen Künstlern im Pinettischen Geschmack, Seiltänzern und Kunstreitern verhielt es sich auf gleiche Weise... Die dramatischen Darstellungen wurden, wie gewöhnlich, von der Prager Gesellschaft des Herrn Swoboda in dem bekannten Locale gegeben...“ (Journal des Luxus und der Moderne, Weimar, Oktober 1810, S. 607.)

Der Bericht aus dem Jahre 1811 macht zusätzlich deutlich, warum Teplitz nicht ganz so attraktiv war wie andere Bäder. Im gleichen Jahr, in welchem auch der Aufenthalt Beethovens erwähnt wurde, heißt es:

„Übrigens mangelte es im Allgemeinen – trotz der großen Frequenz – an Leben. Die Klagen über Mangel an Geselligkeit waren lebhafter, als jemals, es wurde wenig getanzt, fast gar nicht gespielt, und selbst im Schlossgarten sah man selten viel beau monde; eben so selten waren die Theatergesellschaften... Töplitz wird immer von wirklichen Kranken besucht; man sieht daher nicht, wie in Pyrmont und anderen Bädern, eine Menge Personen, welche bloß zu ihrem Divertissement da sind; es fehlt an jungen Herren, welche auf Eroberung ausgehen, an jungen Damen, welche sich erobern lassen wollen, überhaupt an Personen, welche das Bedürfnis fühlen, sich mehr mit Andern, als mit sich selbst zu beschäftigen...“ (Journal des Luxus und der Moderne, Weimar, Dezember 1811, S. 725.)

Im Bericht über Bad Schwalbach aus demselben Jahr heißt es:

„In den zahlreichen Sälen und öffentlichen Orten ... [vereinigt Schwalbach] die Badegäste mehr zu den geselligen Vergnügungen. Ein immerwährendes Treiben führt von den Brunnen in diesen Saal, ... nach Tische in einen andern Saal und des Abends in den dritten. Es ist Ton, in jedem dieser Säle sich zu zeigen und zu sehen, mit welchem Erfolg am Roulet-Tisch rouge et noir oder seltener Pharas gespielt wird; denn das Spiel nimmt unter den Belustigungen den ersten Rang ein, untergeordnet ist der Tanz und die gesellige Unterhaltung.“ (Journal des Luxus und der Moden, Weimar, November 1811, S. 717.)

Das Glücksspiel war allgemein in den Bädern so wichtig – die Bank in Bad Pyrmont machte im Jahre 1810 zum Beispiel in acht bis zehn Wochen „an 150.000 Thaler“ Gewinn –, daß an anderer Stelle vor der Schließung der Spielbank, wie dies in Bad Lauchstädt geschehen sei, gewarnt wurde, da sich daraufhin die Gästezahl drastisch reduziert habe. Mit diesen Berichten ist zugleich umrissen, was die „Residenzen des Glücks“ ausmachte: Musik-, Theater- und Tanzunterhaltungen, Gelegenheit zu amourösen

Abenteuern und das Glücksspiel. Es sei nur erinnert, daß auch zahlreiche Theater ihre Einrichtung dem Badebetrieb verdankten, so etwa in Bad Lauchstädt oder in Baden-Baden. In anderen Orten wurden in den Kurhäusern entsprechend multifunktionale Säle eingerichtet; Beispiele hierfür sind Wiesbaden oder Bad Kreuznach.

Badekurorte wurden immer mehr auch zu Treffpunkten von geistigen und vor allem musikalischen „Eliten“. In diesem Zusammenhang sind vor allem Baden-Baden und Bad Ischl zu nennen. Hier kam es zum Teil zur Einrichtung von Musikfesten. Neben Konzerten der „Brunnen“- oder Kurmusik fanden zahlreiche weitere Konzerte und sogar Opernvorstellungen statt. Das Kurorchester hatte „nur“ zu unterhalten. Entsprechend waren die Programme gestaltet. Berichtet schon das »Journal des Luxus und der Moden« 1810, 1812 und 1814 ausführlich über Baden-Baden, so sind die Nachrichten in der »Neuen Zeitschrift für Musik« ab 1851, gerade was den künstlerischen „Betrieb“ betraf, wesentlich aufschlußreicher. Hier schrieb Richard Pohl unter dem Pseudonym Hoplit 1854:

„Wenn man in den Sommermonaten irgend eine europäische Künstlergröße zu sehen, zu hören oder zu sprechen wünscht, und man weiß nicht genau, in welchem Wendekreis der Stern des Nordens oder Südens sich gerade aufhält – so kann man gar nicht fehl gehen, wenn man sich zu Anfang August nach Baden-Baden begiebt. Dort ist die gesuchte Künstlergröße entweder bereits angekommen, oder wird jedenfalls erwartet, sei es nun zur Kur, zur Erholung, zum Spiel, zum Concert, oder wenigstens um auf der Durchreise sich dem Volk zu zeigen... Und nun bedenken Sie, daß dieses kleine deutsche Paradies in den Monaten Juli bis September Alles concentrirt, was nicht nur Deutschland, sondern Europa an Glanz, Schönheit, Reichthum, Ruhm und Ehrgeiz besitzt: daß hier in jeder Saison ein wahrer deutscher Fürstencongreß sich bildet: daß hier der Pariser Diplomat und Banquier, der englische Lord, der deutsche Standesherr, der kosmopolitische Künstler, wie die Pariser Lorette sich ihr jährliches Rendezvous geben.“

Clara Schumann erwarb ein Haus in Lichtenthal und verbrachte mehrere Jahre ihres unsteten Lebens in der Badestadt. Von 1863 bis 1870 veranstaltete die weltberühmte Sängerin Pauline Viardot-Garcia Sonntagsmatineen in ihrem Haus. Man erlebte dort „alle großen Künstler aus allen Herren Länder, die Baden-Baden besuchten.“ Außerdem hielten sich zwischen 1830 und 1870 kürzer oder länger Komponisten wie Giacomo Meyerbeer, Franz Liszt, Siegismund Thalberg, Hans von Bülow, Richard Wagner, Johannes Brahms, Adolphe Adam, Hector Berlioz, Charles Gounod, Jacques

Offenbach und George Bizet in der Stadt auf. Inwieweit sie an dem „normalen“ Kurbetrieb teilnahmen, ist nicht mehr genau zu eruieren. Der Kurbetrieb wurde durch den Pächter der Spielbank, Edouard Bénazet, in der Zeit von 1850 bis 1867 sehr gefördert. Er verpflichtete bedeutende Musiker zu hohen Gagen zu Konzerten in den „im neuesten Pariser Geschmack“ eingerichteten Salons des Kurhauses.

Das Theater in Baden-Baden wurde am 9. August 1862 mit einer Uraufführung von Berlioz' Opéra comique »Béatrice et Bénédict« unter der Leitung des Komponisten eröffnet. Wieder hatte sich Bénazet an den erheblichen Kosten beteiligt.

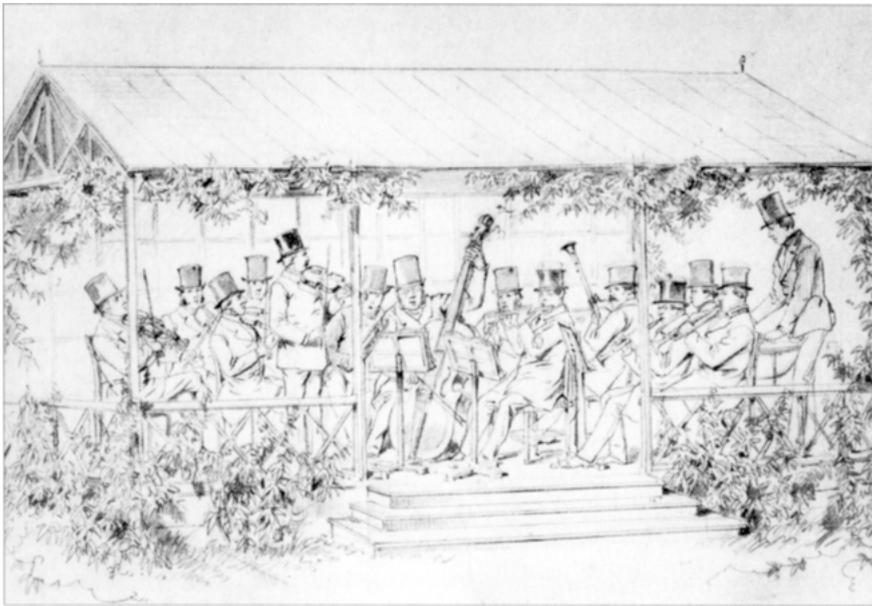


Abbildung 12: Kurmusik in Bad Ischl. Bleistiftzeichnung von Hentschel 1875, Heimatmuseum Bad Ischl (aus: Salmen, Konzert, S. 179).

Ein ähnlicher musikalischer Treffpunkt, allerdings mit dem Schwergewicht auf dem Gebiet der Operette und der leichten Muse, war Bad Ischl. Zwar waren dort auch Brahms, Bruckner und Meyerbeer zu Gast, geprägt wurde das Bad aber einerseits dadurch, daß es seit 1853 die kaiserliche Sommerresidenz war, andererseits, daß es in den Sommermonaten gleichsam „zum musikalischen Umschlagsplatz“ wurde. Hier trafen sich im Gefolge von Johann Strauß Operettenkomponisten und -interpreten wie C. M. Ziehrer, C. Millöcker, E. Kálmán, Oscar Strauß, Richard Tauber und vor allem Franz Léhar. Sowohl Léhar als auch Johann Strauß erwarben hier sogar

eigene Häuser. Es war daher nur natürlich, daß Bad Ischl über ein eigenes Kurorchester verfügte. Eine Abbildung von 1875 zeigt dieses recht gut besetzte Orchester. (Abbildung 12)

Kehren wir noch kurz in unsere Region zurück, so finden wir seit dem frühen 19. Jahrhundert einen regen Kurbetrieb in Bad Kreuznach und Bad Münster am Stein. In Kreuznach erhielten bereits 1490 zwei Köche des Pfalzgrafen Philipp bei Rhein den „saltz und badbronnen“ wegen treuer Dienste zum Erblehen mit der Erlaubnis, eine oder mehrere Badestätten zu errichten, was für andere gleichzeitig verboten wurde.

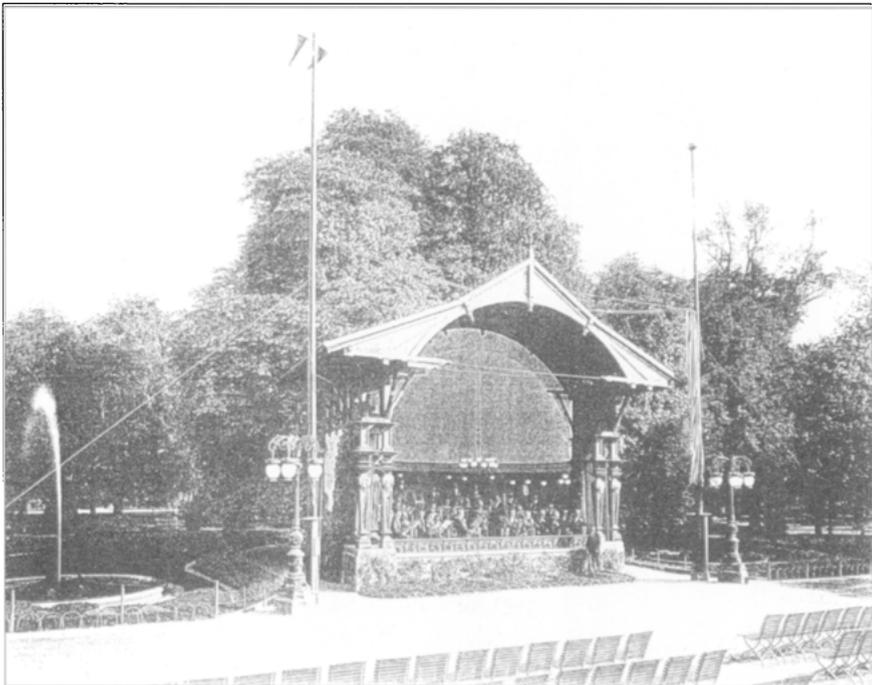


Abbildung 13: Kreuznacher Kurkapelle, unter Kapellmeister Heinrich Sauer, ca. 45 Mann, spielte von 1898 bis 1906. Foto um 1900 (Stadtarchiv Bad Kreuznach).

Musiker und Orchester wurden zunächst von auswärts engagiert, so zum Beispiel 1892 die Kapelle des Konzerthauses in Berlin unter Kapellmeister Karl Meyder, die dann für die letzten 14 Tage der Saison durch die Regimentsmusik des Füsilier-Regiments von Gersdorf (Hessen) Nr. 80 unter Leitung des Königlichen Musikdirektors Münch abgelöst wurde. Danach kam es zur Verpflichtung eines eigenen Kurorchesters für die jeweilige Saison (Abbildung 13). Im Sommer 1903 legte das Kurorchester unter Leitung

von Kapellmeister Heinrich Sauer sogar ein Abonnement für zehn Synchronkonzerte auf.

Daneben fanden Sonderkonzerte von gerade anwesenden Künstlern oder Gästen statt. Dies belegen zum Beispiel einige Ankündigungen aus dem Jahre 1861, so unter anderem die eines Konzerts Clara Schumanns, die sich 1860/61 mehrmals in Bad Kreuznach oder Bad Münster aufgehalten hat. (Abbildung 14)

IM KURSAAL.

Donnerstag, den 8. August,

Concert,

veranstaltet von

Marie Wieck,

unter gütiger Mitwirkung von

Frau Clara Schumann.

geb. Wieck,
und des Herrn Concertmeisters

LUDWIG STRAUS

aus Frankfurt a. M.

PROGRAMME.

- 1) Sonate G^{dur} für Clavier und Violine von Beethoven, vorgetragen von Frau Clara Schumann und Herrn Concertmeister Straus.
- 2) Arie aus Figaros Hochzeit „Dove Sono“, gesungen von Marie Wieck.
- 3) Notturmo und Flöte, von Chopin, }
Anforderung zum Tanze, von C. M. v. Weber. } gespielt von Marie Wieck.
- 4) Adagio und Rondo von Molique, vorgetragen von Herrn Concertmeister Straus.
- 5) Andante mit Variationen für 2 Claviere von R. Schumann, vorgetragen von Frau Clara Schumann und Marie Wieck.
- 6) a. „Tempo di ballo“ von Scarlatti, }
b. „Des Abends“ von R. Schumann, } gespielt von Frau Clara Schumann.
c. „Gavotte“ von J. S. Bach, }
- 7) a. Schummerlied von Reissiger, }
b. „Büchlein lass das Rauschen sein“ } gesungen von Marie Wieck.
von Gurschmann. }

Billets à Thlr. 1 sind bis Donnerstag Abend 5-Uhr beim Portier des
Kurhauses zu haben.

Kassapreis Thlr. 1. 10 .Sgr.
Anfang 7 1/2 Thlr.

Abbildung 14: Konzertankündigung Bad Kreuznach vom 8. August 1861 (Stadtarchiv Bad Kreuznach).

Werfen wir schließlich noch einen kurzen Blick auf das Repertoire und die Aufgaben der Kurkapellen in Bad Kreuznach und Bad Münster am Stein sowie auf das Kurtheater in Bad Kreuznach in der Saison 1894. In der Regel hatten die Kurorchester in der von Mai bis September dauernden Saison dreimal täglich in Aktion zu treten: morgens um 7.30 Uhr, nachmittags um 16 Uhr oder 16.30 Uhr und abends um 20 Uhr. Dargeboten wurden „Mischprogramme“ nach dem Motto „für jeden Geschmack etwas“. (Siehe die Beispiele für die Programme der Kurkapellen) Außerdem wurden daneben stets Sonderkonzerte veranstaltet, deren Programme entweder dem Schaffen einzelner Komponisten (zum Beispiel Beethoven oder Wagner) gewidmet oder durch mitwirkende Vokal- oder Instrumentalsolisten bestimmt waren. Daneben fungierte das Kurorchester Bad Kreuznach auch als Orchester des Kurtheaters. In diesem Theater wurden neben Volksstücken wie »Charleys Tante« eine ganze Anzahl von Opern gespielt. So beispielsweise in der Saison von 1894 unter Direktor Karl »Der Bajazzo« von Leoncavallo, »Hänsel und Gretel« von Humperdink sowie »Der Kuß« und »Die verkaufte Braut« von Smetana. (Kurzeitung Bad Kreuznach, Samstag 5. Mai 1894, S. 2: Bäder und Verkehrsnachrichten.)

Die Tradition der Bäder- und Kurmusik hat sich bis heute – allerdings mit geänderten Programmen und Orchesterbesetzungen – erhalten und wird sogar wieder zunehmend gepflegt. Sich auch wissenschaftlich mit dieser Thematik weiter auseinander zu setzen, bietet sich bei der Fülle des inzwischen vorliegenden Materials geradezu zwingend an.

Saison 1894, No. 2, Mittw. 2. Mai

Bad Kreuznach

Musikprogramm für den 2. Mai

(Badekapelle, Dirigent Herr Kapellmeister J.A. Kwast)

Nachmittags 4 Uhr:

- | | |
|---|------------|
| 1. <i>Ordre de Bataille</i> , Marsch | Lehnhardt |
| 2. Vorspiel zur Oper <i>Loreley</i> | Bruch |
| 3. Paraphrase über <i>Verlassen bin i</i> | Schwalm |
| 4. Fantasie aus <i>Aida</i> | Verdi |
| 5. Ouvertüre zur Oper <i>Oberon</i> | Weber |
| 6. Deutsch aus <i>Aller Herren Länder</i> | Moszkowsky |
| 7. <i>Valse militaire</i> | Waldteufel |
| 8. Potpourri aus <i>Der Vogelhändler</i> | Zeller |

Abends 8 Uhr:

- | | |
|--|-------------|
| 1. <i>Hoch Habsburg</i> , Marsch | Krall |
| 2. Ouvertüre <i>Leonore Nr. III</i> | Beethoven |
| 3. Adagio a.d. Violin-Konzert
Herr Konzertmeister Künzl | Mendelssohn |

4. Fantasie a.d. Oper <i>Der Freischütz</i>	Weber
5. Ouvertüre zur Oper <i>Tannhäuser</i>	Wagner
6. a) Ases Tod aus <i>Peer Gijot</i>	Grieg
b) <i>Liebestraum nach dem Balle</i>	Czibulka
7. Konzert-Polka für Piston Herr J. Levermann	Sabathil
8. <i>Fledermaus</i> , Walzer	Strauß
Bad Kreuznach	
Musikprogramm für den 23. Mai, Mittwoch. 1894	
Morgens 7 ½ Uhr	
1. Choral <i>Freu' dich sehr, o meine Seele</i>	
2. <i>Aufnach Freiwalda</i> , Marsch	Skalla
3. Ouvertüre <i>Martha</i>	Flotow
4. Paraphrase über die <i>Loreley</i>	Neswadba
5. Seekadett-Quadrille	Strauß

Bad Münster a. Stein	
Musikprogramm für den 13. Mai (Badekapelle, Kapellmeister L. Wolff, im Kurpark.)	
Morgens 7 ½	
1. Choral <i>Ein feste Burg</i>	
2. Klänge vom Rhein, Gavotte	Latan
3. Duett und Chor a.d. Oratorium <i>Die Schöpfung</i>	Haydn
4. Traum-Walzer	Millöcker
5. Einleitung u. Chor aus <i>Lohengrin</i>	Wagner
6. Ouvertüre aus <i>Rosamund</i>	Schubert
7. Torok-Polka	Müller
8. <i>Ave verum corpus</i>	Mozart
9. Kaiser-Friedrich-Marsch	Friedemann
Nachmittags 4 ½ Uhr	
1. Viktoria-Marsch	Otto
2. Ouvertüre <i>Freischütz</i>	Weber
3. Tannhäuser-Nachklänge	Hamm
4. Fantasie a.d. Oper <i>Der Tribut von Zamora</i>	Gounod
5. Ouvertüre <i>Dichter und Bauer</i>	Suppé
6. <i>Soirée d'Été</i> , Walzer	Waldteufel
7. Potpourri aus <i>Faust</i>	Gounod
8. <i>La vie mondaine</i> , Polka (schnell)	Ziehrer

Literaturauswahl

- BRANDENBURG, S. (Hrsg.): L. v. Beethoven, Briefwechsel Gesamtausgabe. Bd. 2. München 1996.
- KIRSCHGESSNER, F.: Der Kurort Bocklet. Würzburg 1838.
- MAHLING, Chr. H.: Zum „Musikbetrieb“ Berlins und seinen Institutionen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Studien zur Musikgeschichte Berlins im frühen 19. Jahrhundert. Hrsg. von C. Dahlhaus (Studien zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts 56). Regensburg 1980, S. 27-284.
- MARTIN, A.: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Nebst einem Beitrage zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde. Jena 1906.
- SALMEN, W. Musikleben im 16. Jahrhundert (Musikgeschichte in Bildern, Bd. III: Musik des Mittelalters und der Renaissance, Lfg. 9). Leipzig 1976.
- SALMEN, W.: Das Konzert. Eine Kulturgeschichte. München 1988.
- SCHWAB, H. W.: Konzert. Öffentliche Musikdarbietung vom 17. bis 19. Jahrhundert (Musikgeschichte in Bildern. Bd. IV: Musik der Neuzeit, Lfg. 2). Leipzig 1971.
- WILLE, G.: Einführung in das römische Musikleben. Darmstadt 1977.

Hermann Sommer

Stationen eines Kurbads im 19. Jahrhundert – Bad Ems

Friedrich Christian Gottlieb Scheidemantel, Fürstlich Fuldaischer Hofmedikus und Arzt in Ostheim vor der Rhön, verlegte in seiner »Anleitung zum vernünftigen Gebrauch aller Gesundbrunnen und Bäder Teutschland's, deren Bestandtheile bekannt sind« von 1792 die, wie er sich ausdrückte, Emser Bäder in die Wetterau, eine wegen ihrer hervorragenden Ackerböden bekannten Gegend nordöstlich von Frankfurt. Eine solche Verkenning seiner geographischen Lage hatte das Heilbad am Unterlauf der Lahn nicht verdient, gehört es doch zu den ältesten und bedeutendsten Badeorten des deutschen Sprachraums. Mitte des 14. Jahrhunderts erstmals urkundlich erwähnt, war es aber im Gegensatz zu den gleichfalls traditionsreichen Bädern Aachen und Karlsbad, zu Pyrmont und Schwalbach – beide jünger, aber sehr renommiert – sowie dem neuen Schlangenbad im 18. Jahrhundert weder ein Luxus- noch ein Modebad. Nicht nur in Ems, auch in Karlsbad und Aachen hatte die Trinkkur, damals sehr en vogue, noch nicht über die herkömmliche Badekur gesiegt. In Ems fehlte eine Promenade, die man mit Fug und Recht als solche bezeichnen konnte, worauf gerade der Adel großen Wert legte. Zum Promenieren geeignet waren lediglich zwei sehr kurze und schmale Wege seitlich des Kurhauses, die, um nicht gar zu dürftig dazustehen, die Namen Ober- und Unterallee trugen.

Neben den natürlichen Gegebenheiten, eingezwängt zwischen steilen Felsen und der Lahn, waren im 18. Jahrhundert die Besitzverhältnisse der Entwicklung des Bades hinderlich. Hessen-Darmstadt und Nassau-Oranien teilten sich die Herrschaft über die Vogtei Ems einschließlich der austretenden mineralhaltigen Thermalquellen, Hoffnung von Leidenden, nicht ganz unbeliebt bei Gesunden. Zur Nutzung der warmen Wasser standen in den erst teilweise miteinander verbundenen Kur- oder Badehäusern der Landesherren, später als Kurhaus bezeichnet, Trinkbrunnen und Badegemächer zur Verfügung. Von diesem Gebäudekomplex als den Emser Bädern zu sprechen, ist durchaus angebracht, zumal der Badeort außer ihnen nur noch aus einem kleinen, „Assembléesaal“ genannten Gesellschaftshaus, der Post und einigen wenigen Gasthöfen und anderen Gebäuden bestand. Ihren Namen lieh sich diese Siedlung von einem der Nachbarorte, dem älteren und zur Unterscheidung sogenannten „Dorf Ems“ etwa 1,5 km lahnabwärts. Bad und Dorf unterstanden einer getrennten Verwaltung, hier die Vögte der Badehäuser, dort der gemeinsame Schultheiß, bildeten aber eine Gemeinde.

Zu alledem lag ein Teil der Herbergen schon in der Gemarkung des in entgegengesetzter Richtung benachbarten Dorfes Dausenau.

Im Assembléesaal wurde eine Spielbank mit Karten und Billard betrieben – der erste Hinweis auf Roulette datiert von 1816 –, wurden Erfrischungen gereicht und einige Zeitungen bzw. Zeitschriften gehalten, darunter »Politische Gespräche der Todten«. Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens war der sonntägliche Ball. Im folgenden Jahr veranlaßte ein auswärtiger Arzt eine böhmische Kapelle zum Auftreten, bis dahin hatten verschiedene regionale Musikgruppen musiziert. Der Pächter des Assembléesaals und damit der Spielbank ließ in den Jahren 1786 bis 1790 ein Verzeichnis der Badegäste drucken, worin sich allerdings, um die anvisierte Kundschaft nicht zu verschrecken, kein Hinweis auf die bauerlichen Gäste findet, die zwei Jahrzehnte zuvor in nicht geringer Anzahl die Kur genutzt haben sollen.

Unter dem als kurfähig erachteten Publikum der Saison 1788 – etwa 460 Personen mit ihren Dienern – belief sich der Anteil der adligen „Kurvorstände“ – wer sich hinter einem Kurvorstand verbirgt, wird noch erläutert – auf 16 Prozent. Der Anteil ist etwas geringer als in der Zeit von etwa 1830 bis 1870 mit ihrem ungleich höheren Kurgastaufkommen. Es trifft somit nicht zu, daß Aristokraten die Mehrheit der Badereisenden stellten, und Ems übte im späten 18. Jahrhundert keine sonderliche Anziehungskraft auf diese aus. Die meisten der genannten Badegäste hatten keine allzu weite Anreise zurückgelegt, sie wohnten zum Beispiel in Koblenz, dem ohne Zweifel bedeutendsten Herkunftsort, in Neuwied, am Mittel- und Unterlauf der Lahn oder in Frankfurt, einige schließlich in Darmstadt. Ein Zehntel der Kurvorstände kam nicht aus dem späteren Deutschen Reich, sondern vor allem aus Holland. Wegen der vielfach fehlenden Berufsbezeichnung sind Aussagen über die Zusammensetzung der Kurvorstände nur unter Vorbehalt möglich. Soweit angegeben, dominierten unter den Männern aus „Deutschland“ Beamte, in deutlichem Abstand gefolgt von Kaufleuten, Offizieren und Geistlichen.

Dem Renommee der Emser Quellen, als Heilmittel für eine Vielzahl von Krankheiten gepriesen, vermochten die örtlichen Umstände und die kriegerischen Folgen der Französischen Revolution nichts anzuhaben. Die Doppelherrschaft war den Kureinrichtungen nie förderlich gewesen, sie verstärkte eher die Mißgunst der beiden Territorialgewalten, so daß das 1806 neugegründete Herzogtum Nassau, das nunmehr die Hoheit über ganz Ems ausübte, nicht umhinkonnte, das seiner Domänenverwaltung unterstellte Bad gründlich zu renovieren. Hervorzuheben sind die Verbindung aller Gebäudeteile des Kurhauses, die Niederlegung der es umschließenden Mauern sowie die Neumöblierung der Gästezimmer. Diese Aufgabe war nicht in

kurzer Zeit zu bewerkstelligen, sondern zog sich über Jahre hin. 1811/12 und 1819 wurden die Badekabinette neu gestaltet und durch Verkleinerung vermehrt. Zuvor war 1810 – das Herzogtum Nassau wurde seinerzeit noch von zwei Linien regiert – die Administration der Badehäuser zusammengelegt worden, ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zu einem gedeihlichen Neubeginn.

Nachhaltig beeinflusste die neue Verwaltung das Badeleben aber erst, als 1815 der Frieden in Europa gesichert war. Und gerade in jenem Jahr erschien Christoph Wilhelm Hufelands »Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Teutschlands nach eignen Erfahrungen«, worin er Ems als Heilmittel gegen Lungenkrankheiten, auch und besonders der Tuberkulose, sowie – was bereits seit Jahrhunderten tradiert wurde – als förderlich im Zusammenhang mit Schwangerschaften lobt. Zu jener Zeit setzte sich das kurmäßige Trinken auch in den späten Nachmittagsstunden durch, nachdem ein angesehenener Badearzt die Kurgäste davon überzeugt hatte, die Brunnen nicht nur morgens anzuwenden. Mit dem medizinischen Fortschritt wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Liste der Emser Indikationen beträchtlich reduziert. Schon vor der Entdeckung des Tuberkelbazillus waren einige Ärzte, unter ihnen örtliche, zu der Überzeugung gelangt, die Schwindsucht sei mit einer Mineralquellenkur nicht zu besiegen. Der ausgezeichnete Ruf, der Ems bei der Behandlung anderer Krankheiten der Luftwege vorauselte, blieb davon unberührt. Er kristallisierte sich sogar noch stärker heraus, weil keine weiteren Vorkommen warmer alkalisch-muriatischer Mineralquellen, die – freilich nicht ausschließlich – die Eigenschaft besitzen, Schleimhautentzündungen der Atemwege zurückzubilden, bekannt waren. Heute hört sich die chemische Beschaffenheit der Emser Quellen komplizierter an, sie werden als „thermale Natrium-Hydrogenkarbonat-Chlorid-Säuerlinge“ klassifiziert.

Aufstieg

1817 wurde die Administration des Bades neu organisiert und ein Kur- oder Badekommissar mit weitreichenden Polizeibefugnissen an ihre Spitze berufen. Ebenfalls 1817 wurde die erste amtliche Kur- oder Fremdenliste, das Verzeichnis aller Kurgäste, veröffentlicht. Unter „Kurvorständen“ werden – analog den Haushaltsvorständen – nur diejenigen Kurgäste verstanden, die in der Kurliste namentlich genannt werden; d.h. die nicht gesondert erwähnten mitreisenden Ehefrauen, Kinder, andere Verwandte sowie Dienstboten fallen nicht unter diesen Begriff. 652 Badegäste waren es im Jahre 1817, eine Zahl, die nachträglich ermittelt wurde. Im Jahre 1829 – seitdem wurden die Begleitpersonen bei der Anmeldung erfaßt und ihnen außerdem ihre

mitgenommenen Diener zugerechnet – waren es beinahe 2000. Von den erst wenigen Russen der Saison 1817 ist einer besonders hervorzuheben. Der General Fjodor Graf von Rostoptschin, der 1812 als Gouverneur von Moskau auf die Idee gekommen sein soll, die Stadt in Brand zu stecken, um auf diese Art ihre Einnahme durch Napoleons Truppen zu verhindern, war mit einem Rittmeister gleichen Namens zugegen. Sie wurden in der Kurliste als Kurvorstände aus einem deutschen Staat ausgewiesen, und Frankfurt als ihr Wohnort genannt – eine falsche Angabe, da das letzte Etappenziel auf der Anreise mit dem Herkunftsort verwechselt wurde. Rostoptschins Anwesenheit darf als Signal gedeutet werden, das vermehrten russischen Besuch ankündigte. Seine Tochter Sophia, verheiratete Comtesse de Ségur, veröffentlichte ein halbes Jahrhundert später den Jugendroman »Le général Dourakhine«, dessen Handlung unter anderem in Ems spielt. Weitere Nachforschungen könnten klären, ob sie als Kurgast auf ihres Vaters Spuren in Ems wandelte.

Gesicherte quantitative Angaben für die Kurvorstände sind daher seit 1817 möglich, als 30 Prozent von ihnen adlig waren, ein ausnehmend hoher Wert, der schon nach kurzer Zeit zurückging. Von den späten 1820er Jahren bis 1870 bewegte sich die Quote der Aristokratie mit nur geringen Abweichungen um 18 Prozent. Unter den Kurvorständen aus dem Ausland befanden sich bis zum Ersten Weltkrieg relativ – in manchen Jahren auch absolut – mehr Adlige als unter denen aus den Territorien des Deutschen Reiches. Die Besucher aus Rußland zeichneten sich bis Mitte der 1850er Jahre in mancher Saison durch einen hohen Anteil an Adligen aus. Hatte die Aristokratie nach 1815 rasch Gefallen an Ems gefunden, obwohl noch vielerlei zu verbessern war, so traf dies auf ausländische Kurgäste vorerst noch nicht zu. Erst nach einigen Jahren, dann allerdings rasant, steigerten sie ihren Anteil unter dem Kurpublikum, denn 1830, der ersten Saison mit verlässlichen strukturellen Zahlen für Badegäste, betrug ihr Anteil schon 28 Prozent. Dieser Trend basiert einerseits auf den Aufhalten von Angehörigen der Zarenfamilie, die nicht nur von Gefolge umgeben waren, sondern auch weitere Bewohner des Russischen Reiches zu einer Kur in Ems animierten. 1821 hatten sich der russische Großfürst Nikolaus und seine Frau, die preußische Prinzessin Charlotte, hierher begeben. Er kehrte als Zar einmal, sie mehrmals – auch nachdem ihr Gatte verstorben war – zurück, und 1828 sorgte die Anwesenheit der nunmehrigen Zarin Alexandra Fjodorowna für nicht geringes Aufsehen. Andererseits führte Ende der 1820er Jahre die Ausweitung der Dampfschiffahrt Engländer in so großer Zahl nach Ems, daß sie bis Anfang der 1850er Jahre die stärkste ausländische Nation bildeten.

Der in Augsburg tätige Medizinal- und Regierungsrat Johann Evangelist Wetzler, der sich als Gesunder 1818 einer Probekur unter anderem in Ems

unterzog, zeigte sich von den vorgefundenen Einrichtungen nicht sonderlich angetan, von den Einwohnern allerdings noch weniger. Er versicherte, fast ausschließlich kranke Kurgäste gesehen zu haben: „Der Zerstreuung wegen geht wohl selten jemand hin; denn der Aufenthalt allda ist äußerst langweilig, unangenehm.“ Auf der Durchreise oder nach der Ankunft erscheine die das Bad umgebende Landschaft himmlisch, nach einigen Tagen aber werde sie belastend. Ein Zeitgenosse Wetzlers, der badische Hofrat und Historiograph Aloys Schreiber beschrieb sie noch als „wild, aber weder rauh noch unfruchtbar und von der mannichfachsten Schönheit“. In den 1840er Jahren wertete kein Geringerer als Karl Baedeker die Lage von Ems als „heimlicher, freundlicher“ als die der anderen Taunusbäder, zu denen Ems ungeachtet der Tatsache, daß der Ortsteil Bad der Westerwaldseite zugehörig ist, gezählt wurde. Fjodor Dostojewski schließlich sparte 1874, dem Jahr seiner ersten Emser Kur, nicht mit einem Superlativ und beurteilte die Felsen als „die malerischsten der Welt“, die Lage des Ortes selbst verückte ihn, obwohl die fortgeschrittene Bebauung der Natur viel von ihrer urwüchsigen Eigentümlichkeit genommen hatte. Der Wandel der Naturbetrachtung im Raum Ems ist nicht zuletzt eine Begleiterscheinung der Rheinromantik. Mit ihr wurde der Mittelrhein ein Reiseziel, und die Berücksichtigung des Emser Bades in illustrierten deutschsprachigen oder ausländischen Rheinreisebüchern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ein Beleg hierfür.

Der von Wetzler beklagten Langeweile halfen einige Kurgäste auf eigene Weise ab. Sie suchten Karl Freiherr vom und zum Stein in dessen Schloß im nahen Nassau auf. Verbürgt ist dies zum Beispiel von dem exilierten russischen Ministerialbeamten Alexander Turgenjew, der sich sowohl 1825 als auch 1827 an beiden Orten einfand. Sein Urteil über Ems fiel weder überschwenglich noch polemisch, sondern ernüchternd aus: „Hier war alles beinahe eine einzige Zerstreuung und Annehmlichkeit des gewöhnlichen Lebens. Nur mit Baron Stein war es höher als gewöhnliche Sphäre.“

1830 war Ems auf dem Weg zu einem internationalen Bad, denn 28 Prozent der Kurgäste lebten nicht in Staaten des späteren Deutschen Reiches, 1846 49,5 Prozent und 1847 mit 52 Prozent sogar die Mehrheit. Ein wesentlicher Grund dieses Prozesses war die Modernisierung des Verkehrswesens, die schnellere Ortsveränderung ermöglichte. Seit 1827 war auf dem Rhein ein regelmäßiger Linienverkehr der Dampfschiffe eingerichtet worden, wovon weniger die Holländer und die deutschen Anrainer, sondern wegen der Erleichterung der langen Anreise vor allem die Engländer profitierten, die 1830 40 Prozent der Badegäste aus dem Ausland ausmachten. Schon 1843 existierte eine durchgehende Eisenbahnverbindung von Ostende nach Köln, welche ihnen die Anreise weiter erleichterte, und ab 1847 verfügten Paris und der Norden Frankreichs über einen Anschluß an diese Strecke. Die

Dampfschiffahrt auf der Mosel, aus deren Einzugsgebiet die meisten französischen Kurgäste jener Zeit stammten, begünstigte seit den frühen 1840er Jahren den stark anwachsenden Besuch aus Frankreich.

1817 hatte Frankfurt Koblenz, das mit 12 Prozent einen respektablen zweiten Platz einnahm, als wichtigsten Herkunftsort der deutschen Kurvorstände verdrängt. Ungefähr zwei Drittel von ihnen waren in den vier Staaten bzw. Provinzen Rheinland, d.h. nahezu ausschließlich Koblenz und Umgebung, Nassau, Frankfurt und dem Großherzogtum Hessen ansässig. 1830 lebten noch 54 Prozent in diesen Territorien, wobei die weiterhin hohen Werte für Nassau (9 Prozent) und Frankfurt (11 Prozent) ebenso zu betonen sind wie die Ausdifferenzierung der Wohnorte im Rheinland. Hingewiesen werden muß auch auf das Aufkommen der Badegäste aus dem Kurfürstentümern Hessen und Pfalz, woher 1817 fast niemand gekommen war. Ems war ungeachtet des schon beträchtlichen Besuchs aus dem Ausland andererseits noch ein Regionalbad mit nicht unerheblichem ländlichem Einschlag, ohne Scheu bezeichneten sich einige Badegäste aus den umliegenden Landstrichen als „Landleute“. Obwohl Landwirte und verwandte Berufe nicht aus der Kurgesellschaft verschwanden, streifte es diesen Charakter in den beiden folgenden Jahrzehnten vollkommen ab – ein Zeitraum, der durch die schnellste und nachhaltigste Umgestaltung gekennzeichnet ist.

Zunächst noch ohne Einfluß der neuen Verkehrsmittel änderte sich unmittelbar nach 1830 die regionale Struktur der deutschen Gäste zunehmend. Vor allem der Osten, der Norden sowie Westfalen und weniger der Süden erhöhten ihren Anteil auf Kosten der „traditionellen“ Territorien. Mögen das als störend empfundene Gedränge in Ems – von 1830 auf 1841 verdoppelte sich das Kurgastaufkommen – oder neue Kurorte in der Nähe ihrer Stadt Frankfurter zu dem Wechsel in ein anderes Bad veranlaßt haben, so zeigte sich in den 1840er Jahren der Einfluß, den die Anwesenheit einer Person auf die Entscheidung für einen Kurort ausüben kann, am Beispiel des Königreichs Hannover in aller Deutlichkeit. König Ernst August II. von Hannover war um 1840 mehrmals Kurgast und motivierte jährlich einige Dutzend seiner Untertanen zur Reise nach Ems. Da dieses Phänomen noch einige Jahre nach dessen Kuren anhielt, war das Bad noch 1850 im Hannoverschen in Mode, denn nicht weniger als 11 Prozent der deutschen Kurvorstände kamen in jener Saison aus diesem Staat, der gemeinhin höchstens die Hälfte dieses Anteils erzielte, und die Stadt Hannover selbst war der führende deutsche Herkunftsort.

Was noch weit über die 1840er Jahre hinaus im wesentlichen unverändert blieb, war die berufliche Zusammensetzung der männlichen Kurvorstände aus deutschen Territorien (d.h. vorläufig die Staaten des Deutschen Bundes ohne Österreich, Schleswig und Holstein). Über diese Gruppe kön-

nen die umfassendsten Aussagen gemacht werden, weil bei den meisten Besuchern in der Kurliste eine Tätigkeit oder eine Erwerbsquelle angegeben ist. 1817 stellten Kaufleute und Beamte jeweils ein Viertel, womit sie doppelt so stark vertreten waren wie Offiziere. Im Jahr 1830 – die Zahl der relevanten Kurvorstände hatte sich mehr als verdoppelt – nahmen die Kaufleute bereits eine unangefochtene Spitzenposition ein. Ihr Anteil belief sich auf 27 Prozent, gefolgt von Beamten mit 17 Prozent und Offizieren mit 5 Prozent; diese Angaben schließen die Kurvorstände ohne Beruf ein. Kaufleute und Beamte gaben ihre Spitzenstellung bis 1914 nicht ab, prozentuale Schwankungen traten gleichwohl auf. Den dritten Rang nahmen Mitte der 1840er Jahre Privatiers ein, ehe ihn Offiziere um 1870 nochmals eroberten bzw. mit Gutsbesitzern teilten. Von einiger Bedeutung waren noch Geistliche, während Ärzte und Anwälte, Handwerker und Fabrikanten sowie andere Berufe (noch) keine nennenswerte Rolle spielten.

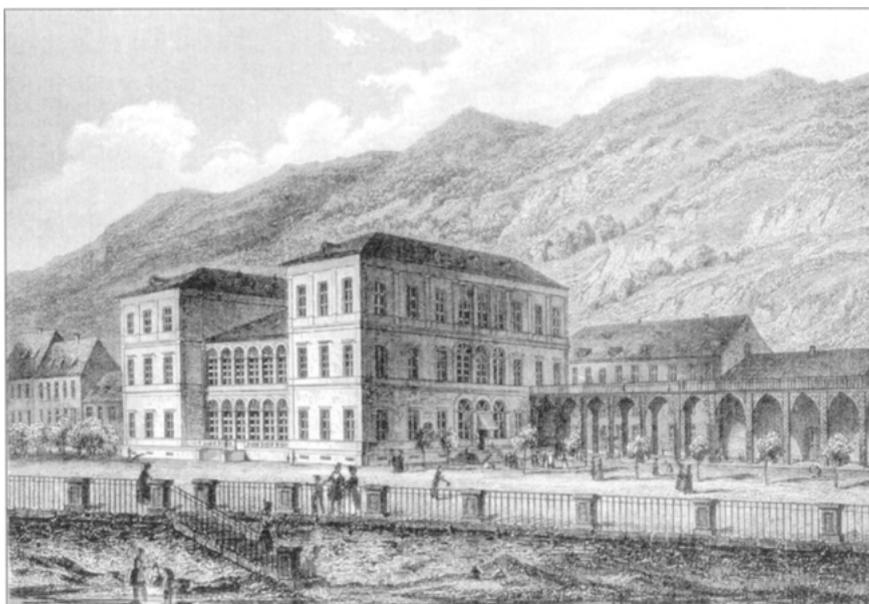


Abbildung 1: Der neue Kursaal mit Kolonnade und Kurgarten Gezeichnet von Heinrich Schönfeld. Stahlstich von Johann Poppel, ca. 1840 (Stadtarchiv Bad Ems).

Die 1816 angeordnete Teilung von Bad und Dorf in zwei Verwaltungseinheiten wurde 1822 zurückgenommen, nachdem die 1821 vollzogene Grenzereinigung mit Dausenau dem Bad die bislang „auswärtigen“ Gasthäuser zugeschlagen hatte. 1818 beabsichtigte erstmals ein Arzt, sich das

ganze Jahr über in Ems niederzulassen, er starb nach wenigen Wochen. Ein Nachfolger war schnell gefunden, doch noch bis zum Ersten Weltkrieg waren mehrere der Badeärzte nur während der Saison tätig. 1823 mußten sich alle Häuser, die Kurgäste beherbergten, einen Namen zulegen und ein Schild mit diesem an der Fassade anbringen, ehe 1825 Straßennamen eingeführt wurden. In dem an notleidenden Regionen nicht armen Herzogtum Nassau wußte man um die wirtschaftliche Bedeutung der zahlreichen Mineralquellen. Die Regierung ließ in Ems zunächst Spazierwege anlegen, um diesem spürbaren Mangel abzuhelpfen, und, wie schon erwähnt, das Kurhaus renovieren, bevor Reit- und Fahrwege hergerichtet wurden. Auch ein Großprojekt geht auf ihre Weitsicht zurück. Die Kapazitäten von Brunnenhalle (Erdgeschoß des Kurhauses mit den Auslaufstellen der Trinkquellen), Kurhof (Platz vor dem Kurhaus) und Assembléesaal waren der gestiegenen Besucherzahl in keiner Weise gewachsen, die Enge drohte dem Bad zum Nachteil zu gereichen. An allen drei Stellen wurde Abhilfe geschaffen, wobei die Frage des Gesellschaftshauses die dringendste war, worüber unter Behörden wie Besuchern Einigkeit herrschte. Es wurde abgetragen und direkt an der Lahn durch ein bedeutend größeres Kursaalgebäude im italienischen Renaissancestil – kurz Kursaal genannt – ersetzt, welches im Juni 1839 eingeweiht wurde.

Die Spielbank, die sich schließlich vehement für den Neubau, den sie wie den alten pachtete, eingesetzt hatte, finanzierte ihn nicht nur, sondern übernahm auch die Kosten für Möblierung und flankierende Baumaßnahmen. Das imposante Gebäude wurde in verschiedenen Publikationen der Folgezeit überschwenglich beschrieben und entwickelte sich neben dem Kurhaus zum zweiten Wahrzeichen des Bades. Außen und innen sehenswert, gekrönt vom „Großen Saal“ bzw. „Konversationsaal“ mit Marmorsäulen und Galerie, verfügte Ems nun über den langersehnten geräumigen Treffpunkt der Badegäste und einen Mittelpunkt des gesellschaftlichen Bades. Der Bau des Kursaals wurde nach einigen Jahren mit der Anlegung des Kurparks am Lahnufer abgerundet, wozu Aufschüttungen erforderlich waren.

Auch private Initiative regte sich, vorübergehend wurden drei nichtstaatliche Badehäuser betrieben, von denen die Domänenverwaltung zwei erwarb und dem Eigentümer des dritten eine Abfindung zahlte, um jede Konkurrenz zu unterbinden. Um 1820 entstanden die ersten der großen Hotels sowie die sogenannten Logierhäuser, welche zumeist nur Zimmer und Frühstück boten, aber nicht unbedingt von geringerer Eleganz waren. Vielfach mußten vor dem Bau Felsen abgetragen werden. Unter den Bauherren fanden sich nicht wenige aus dem Herzogtum Nassau, aber auch Zugewanderte aus anderen Staaten. Freilich gab es auch Unterkünfte für bescheidene

Ansprüche, doch sie wurden nur mäßig nachgefragt. Die Behausungen der alteingewohnten Familien im Dorf bezeichnete der erste Badekommissar als beschämend für einen Badeort.

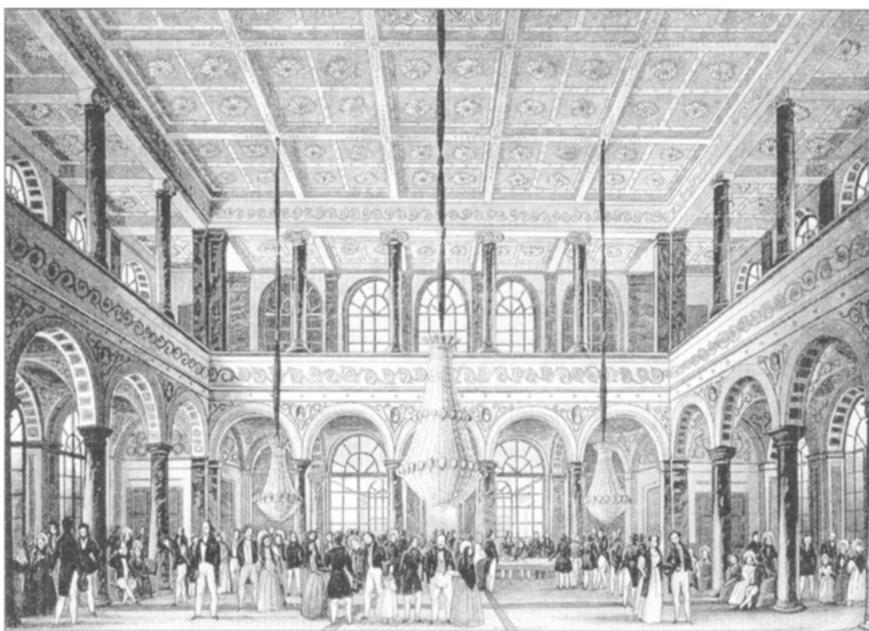


Abbildung 2: Im Konversationsaal, ca. 1841 (Stadtarchiv Bad Ems).

Der neue Kursaal erwies sich als Besuchermagnet. Ems entwickelte sich zu einem internationalen Modebad mit zwischenzeitlich höherem aristokratischem Anteil, wurde aber noch nicht zum Vergnügungsbad, sondern bewahrte seine Eigenschaft eines biedermeierlichen Heil- und Familienbades. Parallel zu der Internationalisierung des Publikums vollzog sich die schleichende Verdrängung der ländlichen und bescheiden bürgerlichen Gäste aus Dörfern und kleinen Städten der weiteren Umgebung. Nennenswerte Reisekosten hatten sie nicht aufzuwenden, weshalb ein Aufenthalt für sie erschwinglich war. Die Anhebung der Preise für Unterkunft, Verpflegung und Bäder traf den beschriebenen Personenkreis besonders hart, doch keinesfalls ihn allein. Denn die allgemeine Teuerung im Deutschland der 1840er Jahre verursachte den ersten großen Einbruch der Aufwärtsentwicklung der Kurgastzahlen, abzulesen vor allem am Besuch aus deutschen Staaten. Sie geriet somit zu einem weiteren Faktor der Internationalisierung, die 1846/47 einem ersten Höhepunkt entgegensteuerte. 1846 hatten Engländer

Ems als Refugium vor den sozialen Konflikten in ihrer Heimat angesehen – innenpolitische Krisen ausländischer Staaten wirkten sich teils positiv, teils negativ auf das Kurgastaufkommen aus – , und Franzosen waren zahlreicher als Russen geworden. 1847 wurde Ems nach Einschätzung des Kurkommissars zu einem Modebad der vornehmen Pariser Welt, weil es geräuschloser und nicht so überlaufen sei wie Baden-Baden und Wiesbaden, die Zahl der Franzosen war nur geringfügig niedriger als die in dieser Saison rückläufige der Engländer.

Zuvor hatte sich die Besucherzahl sehr schnell von 3100 Kurgästen im Jahre 1837 auf über 5200 im Jahre 1841 erhöht. Etliche Emser nahmen den ungebremst anmutenden Anstieg zum Anlaß für Wucherpreise, zum Beispiel bei den Mieten, und waren auch um sonstige Prellereien nicht verlegen. Ems galt schon seit geraumer Zeit als sehr teures, um nicht zu sagen überteuertes Bad, dennoch konnten die Übervorteilungen seinen Ruf nicht beschädigen. Zum Umdenken wurden die Einwohner erstmals 1848 gezwungen, als die Kur und damit das Kurgeschäft fast gänzlich ausfiel. Hoteliers und Logierhausbesitzer rangen verzweifelt um Gäste, sogar ein zugesicherter Preisnachlaß konnte eine Dame nicht zum Auszug aus dem Kurhaus bewegen, galten hier doch Festpreise, die vor willkürlichen Übertretungen der Mietvereinbarungen schützten. Die Kurliste meldete nur 2166 Badegäste gegenüber 4535 im Vorjahr, und die Bürger von Ems setzten eine Kurtaxe zur Verschönerung ihres Ortes durch.

Weltbad

Nachdem auch 1849 die Saison mißraten war, sah man der neuen Saison 1850 erwartungsvoll entgegen. Sie brachte tatsächlich einen neuen Höchststand der Kurgastzahl sowohl im allgemeinen als auch der Besucher aus Deutschland und Frankreich im speziellen. Weil in Rußland die Behörden nur zögerlich Pässe für Auslandsreisen erteilten, blieb der russische Besuch weit hinter dem französischen und englischen zurück. Die Entwicklung der Besucherzahlen der 1850er Jahre stagnierte zunächst; der Krimkrieg ließ das vor allem 1852 erheblich gestiegene Kurgastaufkommen aus Rußland im Gegensatz zu dem aus Frankreich sinken. In England hatte das Interesse an Ems ohnehin nachgelassen, die Rheinromantik, dort sehr wohlwollend rezipiert, verlor an Einfluß. Im Jahre 1856 wendete sich das Blatt: Nach etwas über 5000 Kurgästen in der ersten Hälfte der 1850er Jahre wurden 1865 fast 8000 registriert, die die Unterkünfte waren zeitweilig so knapp geworden, daß nicht alle Ankommenden ein Quartier fanden. In den Jahren 1852 und dann von 1857 bis mindestens 1861, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch 1862 und eventuell weiteren Jahren – die Kurliste

der Zeit von 1862 bis 1870 enthält hierzu einige Ungereimtheiten – reiste die Mehrheit der Badegäste aus dem Ausland an. Das Jahr 1858 wurde mit mindestens 61 Prozent zum Spitzenjahr des ausländischen Besuchs, vor allem deshalb, weil in jener Saison die Badeverwaltung nicht nur Schleswig und Holstein, Luxemburg und Österreich, sondern auch Ungarn und die Schweiz unter die deutschen Staaten einreichte. Maßgeblich an diesem Prozeß beteiligt waren Franzosen und Russen, deren Anzahl 1857 und 1858 jeweils über 1000 betrug; die Franzosen hatten diese Zahl schon 1856 erreicht. In etlichen Bädern wäre man über eine solche Besucherzahl hoch erfreut gewesen. 1853 bis 1869 bildeten Kurgäste aus Frankreich mit Ausnahme von wahrscheinlich zwei Jahren, in denen mehr russische Gäste gezählt werden konnten, die größte ausländische Gruppe, sie hatten nach Beilegung der innenpolitischen Spannungen ihres Landes die Engländer abgelöst. In Frankreich, d.h. jetzt vor allem in Paris, war Ems in Mode, bis 1869 schickte es wiederholt mehr als 1000 Kurgäste. In Rußland hatte sich nach dem Krimkrieg ein erhöhter Bedarf an Badereisen ergeben, der nach 1858 wieder schwächer wurde, aber doch so zirkulierend war, daß auch Rußlands Kurgastaufkommen das Englands weit hinter sich ließ. Die von St. Petersburg kommende Eisenbahnlinie erreichte zwar erst im Spätsommer 1860 die preußische Grenze, doch auf deutschem Gebiet konnten Besucher aus der russischen Hauptstadt bereits seit einigen Jahren einen wesentlichen Teil ihrer Anfahrt auf dem Schienenweg zurücklegen. Recht zügig gestaltete sich dagegen die Anreise aus Paris, von wo das Bad an der Lahn schneller zu erreichen war als die meisten französischen Kurorte. Ems selbst erhielt 1858 Eisenbahnanschluß – mit dem nahen Oberlahnstein, 1862 bzw. 1863 dann mit Wiesbaden und Gießen und endlich 1864 mit Koblenz, womit es in das deutsche Eisenbahnnetz integriert war, was einen spürbaren Anstieg der deutschen Besucherzahl auslöste.

Auch die Schweine, die als lebendes Inventar der Hotels noch durch die Straßen getrieben wurden, konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß Ems in den 1850er Jahren in seine mondänste Phase eingetreten war, obwohl es unter seinen Gästen nicht mehr so viele Regenten bzw. deren Frauen willkommen heißen durfte wie im Vormärz. Andererseits war Ems endgültig zu einem Weltbad aufgestiegen, in welchem zum Teil aus dem Ausland anreisende Saisonkaufleute ein erlesenes Sortiment nicht nur für modebewußte Frauen anboten. Hier traten schon vor dem so bedeutsamen Jahr 1858 vermehrt Koryphäen des Musiklebens auf, etwa die umjubelte Jenny Lind, der gefeierte Henri Herz und die noch immer vergötterte Henriette Sontag, die aufgrund der wirtschaftlichen Situation ihrer Familie als reife Frau erneut auf Tournee ging und in Mexiko an der Cholera starb.

Bad und Dorf waren um 1850 zusammengewachsen, die Bebauung dehnte sich auch im Dorf aus und hatte zudem das gegenüberliegende Lahnufer ergriffen. Dort entstand unter anderem ein recht isoliertes Viertel mit repräsentativen Logierhäusern, die Luxus und Distanz schätzenden Kurgästen ein exklusives Umfeld boten. Ältere Gebäude wurden zum Teil bereits ein zweites Mal aufgestockt und erweitert, wodurch das Ortsbild des Bades urbane Züge gewann. Damit war auch äußerlich der Abschied von dem betulichen und geräuscharmen Kurort, dem 1863 Stadtrechte verliehen wurden, vollzogen, und die Aufwendungen für Quartier und Beköstigung stiegen weiter an. Wenn von den städtischen Zügen, die Ems angenommen hatte, die Rede ist, dürfen die Verkehrsprobleme nicht unerwähnt bleiben, die besonders auf dem Kurbezirk lasteten. Nur eine für Gefährte zugelassene Brücke stellte die Verbindung zwischen ihm und dem Bahnhof auf der anderen Seite des Flusses her; eine zweite wurde 1879 der Nutzung übergeben.

Dem Kurhaus gegenüber erhob sich auf dem anderen Lahnufer seit 1854 ein weiteres Gebäude, das sogenannte „Neue Badehaus“, das einzige ohne Übernachtungsmöglichkeit. Seine Kapazitäten sowie die der zwei von der Domäne erworbenen Einrichtungen waren längst an ihre Grenzen gestoßen. Dort mußte mitunter schon um 4.00 Uhr früh oder, was auf Ablehnung der Ärzte stieß, noch in den Abendstunden gebadet werden. Bald darauf gliederten zwei Hoteliers, auf deren Grundstücken ebenfalls Thermalquellen austraten, ihren Anwesen vornehme Badehäuser an. Ein kleines Etablissement, ursprünglich nur Hausgästen zugänglich, eröffnete 1858, ein großes mit Vorkehrungen zur Trinkkur im Jahre 1864. Seine Inbetriebnahme hatte die Regierung, die diese Konkurrenz nicht zulassen wollte, zunächst hinausögern können. Wie befürchtet, wuchs dieses Unternehmen zu einem nicht zu unterschätzenden Rivalen des benachbarten Kurhauses heran, auch als nach wenigen Jahren die in den staatlichen Anstalten bislang einträgliche Badekur ungebräuchlicher wurde. 1855 war als dritte in Ems praktizierte Therapie die Inhalation aufgekommen. Die Initiative hierzu hatte der Badearzt Ludwig Spengler ergriffen, der deswegen von seinen Kollegen aufs heftigste attackiert wurde, doch erwies sich sein Vorgehen als vorausschauende Entscheidung. Nach Spenglers Tod befürworteten sogar seine ärgsten Widersacher die Inhalation, die Ems zu einem der führenden Inhalationsorte mit mehreren staatlichen und privatwirtschaftlichen Einrichtungen werden ließ. Die lobendsten Worte für Ems fand indes Julius Braun, Badearzt in Oeynhaus, der 1855 in anderem Zusammenhang eine Schmähchrift gegen Spengler gerichtet hatte. Sein Lehrbuch enthält in der 2. Auflage von 1869 die Aussage:

„Wenig Badeörter gibt es, wo ein Kranker im Verkehr mit der Natur und den Menschen und im Anblick und Genuss eines glänzenden und doch ziemlich anspruchslosen BADELEBENS so reiche Gelegenheit fände, sowohl aus sich herauszutreten, als sich in sich zu sammeln: in jeder Beziehung ist Ems die Perle der deutschen Bäder.“

Dieses Werk ist jedoch widersprüchlich, denn Braun skizziert das Bad in diesem Zusammenhang wegen der herrlichen Landschaft, der beeindruckenden Kurgebäude, worunter er auch den Kursaal verstand, der namhaften Badeärzte sowie der heiteren, abwechslungsreichen und stillen Lebensweise als idealen Kurort, dessen seriöse Art selbst die „Spielhölle“ kaum zu beeinträchtigen vermöge. An anderer Stelle jedoch zog der Koautor Rohden das Fazit, Ems könne als „geräuschvolles Modebad kein Ort für bedenklich Kranke“ sein.

Daß Braun nicht wußte, daß Ems Mitte der 1860er Jahre – die 1. Auflage seines Werks war 1868 erschienen – kein stilles Heilbad mehr war, ist auszuschließen. Ein ortsansässiger Badearzt hatte schon 1865 vor dem drohenden Abgleiten in das balneologische Mittelmaß gewarnt, die Konkurrenzbäder Neuenahr, Vichy und Gleichenberg in der Steiermark unternähmen beträchtliche Anstrengungen, die als Gästekreis vernachlässigten Genesungssuchenden an sich zu binden. Ems hatte zwar nicht den Charakter eines ausgesprochenen Vergnügungsbades angenommen, doch hatte das Vergnügen die Gesundheit als Motiv der Reise hierher zurückgedrängt, die Sehnsucht der russischen Kurgäste nach ungetrübten Verhältnissen und die Beliebtheit des Ortes in Paris sind nicht nur mit der erhofften Wirkung seiner Mineralquellen zu erklären. Die Beschaulichkeit war dahin, unbekümmert und lebhaft ging es zu. Das Fluidum war nicht mehr das der letzten Jahrzehnte, als das Kurpublikum als eine große Familie charakterisiert zu werden pflegte; freilich mochte sich nicht jeder Beobachter dieser Ansicht anschließen. Das Auseinanderbrechen der Kurgesellschaft in Individuen wurde nicht beklagt, sondern als unumkehrbares Zeichen der hektisch gewordenen Zeit hingenommen. Internationales weltläufiges Publikum fand sich ein, das seinerseits sehenswert wurde. Erfolgreiche Unternehmer waren darunter, Personen, die sich den kostspieligen Aufenthalt leisten konnten. Badegäste aus Deutschland zog das Ambiente des Weltbads aber erst verstärkt in seinen Bann, als die Lücke im Eisenbahnnetz geschlossen war.

Der Kölner Arzt und Schriftstellers Wolfgang Müller von Königswinter schrieb 1865:

„Ems gehört aber nicht allein in Beziehung auf sein Aeußeres, sondern auch in Beziehung auf seine Gäste zu den elegantesten Badeorten

Europas. Man begegnet hier jeden Sommer den vornehmsten und reichsten Leuten aus allen Ländern und Völkern.“

An vornehmen und wohlhabenden Kurgästen war auch dem 1855-1866 amtierenden Badekommissar, einem Grafen, sehr gelegen, wollte er ihnen doch ein Idyll präsentieren und den Anblick körperlich arbeitender Menschen an bestimmten Plätzen ersparen, weshalb er Personen in Arbeitskleidung das Benutzen der Bänke in den Kuranlagen sowie das Verweilen im Kurhof untersagte. Er fügte dem Saisonbericht, der jährlich vorzulegen war, 1855-1861 ein »Verzeichniss der Cur-Fremden von Distinction« bei. Diese Listen umfassen die Namen mehrerer hundert Kurvorstände, fast ausnahmslos von Adel. Mit der Anzahl aristokratischer Kurvorstände konnte er sehr zufrieden sein, sie stieg in bisher unbekannt Dimensionen, zunächst vor allem wegen des Adels aus dem Ausland, besonders Rußlands, erst dann auch Deutschlands. Dennoch äußerte sich dieser Kurkommissar ungehalten, weil Ems zu einem Vergnügungsbad verkomme und deswegen seine Reputation als vornehmstes Bad Deutschlands verliere. Bereits 1858 machte er die Eisenbahn dafür verantwortlich, denn sie beschleunige diesen Wandel, weil sie unerwünschtes Publikum in das Bad bringe und ihm viel von seiner Qualität und seinem Glanz nähme.

Zu behaupten, daß Dandys, Glücksritter und Parvenus die Epoche prägten, ist übertrieben; sie waren aber auch nicht mehr so singuläre Erscheinungen wie zuvor. Ein Anbau des Kursaals gewährte der Spielbank 1860 mehr Raum, nachdem sie 1857 aus dem Konversationssaal ins Nebenzimmer hatte weichen müssen, obwohl jetzt das Glücksspiel häufiger als bisher den Anlaß einer Tages- wie Badereise nach Ems bildete. Ein Propagandist der Spielbank, der besonders die Pariser Gesellschaft für das irdische Paradies Ems umwarb, stand in Verbindungen zu Jacques Offenbach und konnte den damals finanziell bedrängten Komponisten 1858 zum Kommen überreden. Offenbach arbeitete hier an »Orpheus in der Unterwelt«, womit ihm in Paris wenig später der erhoffte Durchbruch gelang. Für Ems war dies insofern von Belang, als der Maestro von einem Ensemble begleitet wurde, das bis 1869 mit Ausnahme der Saison 1866 – auch in den Jahren, in denen er selbst hier nicht anwesend war – mehrere Wochen lang im Konversationssaal gastierte, in dem eine Bühne aufgeschlagen wurde. Zur Aufführung gelangten vornehmlich Ein- und Zweiakter, Operetten, Opéras bouffes und Singspiele, sämtlich in französischer Sprache, was einigen Unmut hervorrief, darunter nicht weniger als acht Weltpremieren, nach Dafürhalten Brauns ein ziemlich anspruchsloses Badeleben. Auf Theatervorstellungen hatten die Badegäste jahrelang verzichten müssen, sie waren wegen angeblicher Belästigung des gebildeten Publikums nicht mehr erlaubt worden,

nachdem bis um 1830 Darbietungen vor allem in Gasthäusern im Dorf gegeben worden waren.

Offenbach motivierte nicht wenige Franzosen – darunter einige seiner Bekannten – zu Emser Wochen, vermochte allerdings nicht, deren Zahl zu steigern. Typisch für sie waren ihr Fernbleiben in der ersten Hälfte der Saison und eine offensichtlich recht kurze Aufenthaltsdauer, obwohl ein Teil der Angestellten der Spielbank Franzosen waren, obwohl die Namen der führenden Hotels noch in französischer Schreibweise an den Fassaden prangten, obwohl vor allem dort Köche und Kellner aus Frankreich arbeiteten und anderer Faktoren mehr. Die Note, die französische Badegäste Ems nach 1848 gaben, stach jetzt noch mehr hervor, so sehr, daß die anderen ausländischen Besucher hinter ihnen verblaßten und der Kurort für jeweils einige Wochen mit gewisser Berechtigung ein Pariser Boulevard genannt werden konnte, zumal die Hauptstadt den Hauptanteil der französischen Kurfremden, dies ein zeitgenössischer mittelrheinischer Ausdruck für Kur- oder Badegäste, stellte.

Ogleich Ems in Frankreichs balneologischer Literatur jetzt stärker berücksichtigt wurde, verbanden die meisten Franzosen der 1860er Jahre das Bad doch zuerst mit Offenbach und der Spielbank, wie die Bewegung der französischen Kurgastzahlen der späten 1860er Jahre zeigt. Im Deutschen Krieg von 1866 wurde Ems mitten in der Saison von preußischen Truppen besetzt, was sich negativ auf die Frequenz auswirkte. 1867 verhielten sich Franzosen und Russen gegenüber dem preußisch gewordenen Bad reserviert. 1868 erließ der Norddeutsche Bund ein Gesetz, wonach in seinen Gliedstaaten keine Spielbank über das Jahr 1872 hinaus konzessioniert wurde. In den Jahren 1868 und 1869 – in diesen Jahren kamen auch viele Besucher aus Rußland und England – schnellte der Besuch aus Frankreich auf ein jeweils neues Rekordniveau, um in den Jahren 1870/71 drastisch zurückzugehen. Ursache war der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 – Folge der von Bismarck nach einer Begegnung des preußischen Königs Wilhelm I. mit Frankreichs Botschafter in Berlin, Vincent Comte Benedetti, am 13. Juli 1870 manipulierten „Emser Depesche“. Noch mehr als im Jahrzehnt zuvor hatte in den 1860er Jahren ein französisch inspiriertes städtisches BADELEBEN geherrscht. Mit den Aufführungen Offenbachscher Kompositionen und weiterhin stattfindenden Konzerten renommierter Vokalistinnen wie Instrumentalisten, worüber auch manches Feuilleton berichtete, erreichte das Bad den unbestreitbaren Höhepunkt seiner Kulturgeschichte.

Die schon vor dem Gesetz von 1868 gewachsene Beliebtheit der Spielbank wurde nicht einhellig ob der zu erwartenden Mehreinnahmen freudig begrüßt, auch die Rufschädigung des Bades wurde befürchtet, weil man professionelle Spieler und ihre fragwürdige Umgebung gesichtet hatte. Das

turbulente Badeleben verdeckte, daß vor allem Angehörige der deutschen Fürstenhäuser Ems zu meiden begannen, ehe Preußens König Wilhelm I., der neue Landesherr, 1867 einen Umschwung hervorrief. Mit Ausnahme von 1878, als kurz hintereinander zwei Attentate auf ihn verübt wurden, kam er bis 1887 jede Saison. Schon vor seiner Kaiserkrönung bewirkte er eine regionale Umstrukturierung der deutschen Badegäste. Berlin stieg zum bedeutendsten Herkunftsort auf, 1870 wohnten dort 13,5 Prozent der deutschen Kurvorstände; dieser in absoluten Zahlen führende Rang hatte bis zum Ersten Weltkrieg Bestand, während sich der relative Wert wieder verminderte, aber jahrzehntelang den der hessischen Gebiete übertraf. Zudem war zur Zeit Wilhelms I. der Besuch aus den östlichen Provinzen Preußens so stark wie in keiner anderen Ära, für preußische Untertanen aus dem Osten stellte die Reise nach Ems eine Form der Huldigung dar. Zurückhaltung war hingegen unter Rheinländern und Westfalen zu bemerken, deren Anteil 1870 erheblich unter dem von 1850 und 1890 auf dessen Höhe lag.

Kaiserglanz

Die Besuche Wilhelms I., des bekanntesten Emser Kurgastes, führten vorübergehend wieder mehr hohe deutsche Aristokraten in das Bad, sei es, daß sie zu seinem Gefolge zählten oder politische Absprachen mit ihm trafen -- die Staatsgeschäfte ruhten auch während der Kuren des Monarchen nicht -- oder ihm ihre Aufwartung machten und diese mit einem längeren Aufenthalt kombinierten. Von der Kurliste nicht erfaßt wurden diejenigen Personen, die der Herrscher empfing, aber unmittelbar danach das Bad wieder verließen, darunter seine Frau Augusta, die aus ihrer nahen Sommerresidenz Koblenz anreiste.

Als Publikumsmagnet für bürgerliche deutsche Kurgäste erwies sich Wilhelm I. zunächst nicht. Die hohe Zahl der Deutschen im Jahr 1867 basiert auf dem Nachholeffekt, die Kur in einem Kriegsjahr zu unterlassen und auf die nächste friedliche Saison zu verschieben. Das sollte sich nach dem Deutsch-Französischen Krieg und der Proklamation Wilhelms zum Deutschen Kaiser im Januar 1871 nachhaltig ändern. Ems wurde durch dessen Präsenz das deutsche Kaiserbad. Die Saison von 1871 verzeichnete mit 12166 Kurgästen einen Rekordbesuch, der erst 1954, nach gravierenden politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen, überboten wurde. Die Kurliste verzeichnete nicht weniger als 7844 Badegäste aus dem Deutschen Reich, fast fünfmal so viele wie 1830 aus den betreffenden Staaten des Deutschen Bundes und weit über 1000 mehr als in deren bisherigem Spitzenjahr 1867 sowie 4322 aus dem Ausland -- ein Wert, welcher jedoch nicht an den von 1867 und 1868 heranreichte. Gewiß, auch 1871 profitierte man von einem

Nachholbedarf, doch der Nimbus des Kaiserbads mit der Stätte, die als Wiege des neuen Reiches angesehen wurde, der Rausch der Einheit der deutschen Staaten, war wie von einer anderen Welt. Im Ausland bestanden außer in Frankreich nur in Rußland Vorbehalte wegen der Ems in den Schoß gefallenen Rolle. Unter den deutschen wie ausländischen Besuchern der Saison 1871 ragt viel Hochadel heraus. Die absolute Zahl der aristokratischen Kurvorstände dürfte ihr Maximum erreicht haben.

Im Jahre 1873 schien es, als habe sich unter den Deutschen – möglicherweise verstärkt durch die abschreckend hohen Preise für Unterkunft, die eben ihre Spitze erreicht hatten – die nationale Begeisterung bereits wieder zu verflüchtigen begonnen, war ihre Zahl doch beträchtlich zurückgegangen und auf dem niedrigsten Stand vor 1914 angelangt. Diesem Jahr hatte man in Ems wie in den verbliebenen Spielbädern mit Unbehagen entgegengesehen. Öffentliches Glücksspiel war zwar mit preußischer Gesinnung und Staatsauffassung unter keinen Umständen zu vereinbaren, doch Wilhelm I. hatte keine Bedenken gehabt, Ems trotz der Spielbank aufzusuchen. Diese hatte gerade zwischen 1868 und 1872 ihre Anziehungskraft auf ausländische Kurgäste nicht verfehlt und 1872 sicherlich auch nochmals Deutsche anlocken können. Doch der Rückgang der Besucherzahlen hielt sich 1873 im Vergleich zum Vorjahr mit 11,5 Prozent in Grenzen, weil der Zuspruch aus dem Ausland wider Erwartung stieg und zum einzigen Mal nach 1870 mehr als 40 Prozent des Kurgastaufkommens betrug. Vielleicht stand Ems ein personeller Austausch des Publikums bevor, aber der sogenannte Gründerkrach von 1873, der sich noch nicht auf jene Saison auswirkte, löste eine, man würde heute sagen globale Wirtschaftskrise aus, unter der auch die Kurorte zu leiden hatten. Badereisen waren nach wie vor ein Gut des gehobenen, ja des luxuriösen Bedarfs, und mancher verzichtete darauf. Daß die Zimmerpreise in Ems nunmehr eine sinkende Tendenz aufwiesen, konnte dies nur in geringem Ausmaß neutralisieren. Die Zahl der Kurgäste vermochte 1875 noch einmal die magische Grenze von 10000 zu übersteigen, doch 1877 und 1878 lag sie deutlich unter der ersten gänzlich preußischen Saison von 1867. Im Ausland ließ das Interesse an Ems sogleich erheblich nach, und doch überstand das Bad die langanhaltende Rezession glimpflich. Es ist in erster Linie Wilhelm I. zuzuschreiben, daß sowohl die Schließung der Spielbank als auch die wirtschaftliche Schwächeperiode Ems nicht so hart trafen wie andere Bäder. Das besondere Ansehen des Kaiserbads entfaltete erst jetzt seine Wirkung voll, den Kaiser gerade hier zu sehen war ein Erlebnis des deutschen Bürgertums, ein von der Zeit abhängiges Motiv des Aufenthalts.

In den Jahren 1870 bis 1876, außer 1872, war noch ein weiterer Kaiser zugegen: Zar Alexander II., ein Neffe Wilhelms, der mit großem Gefolge

anreiste und mit seinen Geheimpolizisten sowie Leibwächtern von einer besonderen Aura umgeben war. Die Zerstreuung und Heilung suchenden Kurgäste kamen auch, um den Zaren zu sehen; das russische Besuchermaximum fällt in das Jahr 1873, und beide Herrscher verbreiteten während ihrer Anwesenheit ein solches Hochgefühl, daß nach ihrer Abreise die gelöste Stimmung in Tristesse umschlug. Mit anderen Worten: Ohne die beiden Herrscher wäre das Kurgeschäft schon 1874, der ersten Saison im Angesicht der daniederliegenden Konjunktur, wenig einträglich gewesen. 1877 beendete ein neuerlicher türkisch-russischer Krieg – auch der Krimkrieg war einer – diese relativ sorgenfreie Zeit, denn die Frequenz aus Rußland ging eklatant zurück und sollte auch in Zukunft nie mehr ihren Stand der vergangenen Jahre erreichen. Zudem setzte nach diesem Krieg eine Entfremdung zwischen dem Deutschen und dem Russischen Reich ein, weil sich Rußland von den Verhandlungen des nach dem Frieden anberaumten Berliner Kongresses unter Vorsitz Bismarcks gekränkt fühlte. Schlimmer noch, Mitglieder der Zarenfamilie nahmen die Gewohnheit, Ems zu besuchen, nicht mehr auf. Nicht wenige Russen solidarisierten sich mit ihrem Herrscherhaus und mieden, vermehrt seit 1884, das Bad des in ihren Augen schmählichen deutschen Kaisers, ehe einige Jahre nach dessen Tod wieder steigende Kurgastzahlen aus dem Zarenreich zu vermelden waren.

Was Ems blieb, war der deutsche Kaiser und der ihn umgebende Glanz. Dieser war so hell, wenn auch nicht mondän, daß man sich davon blenden ließ, nicht an die Zukunft denken mochte und jedes Jahr auf eine weitere Saison mit dem greisen Monarchen hoffte. Neben der „Emser Depesche“ trugen seine Kuren zu einem noch höheren Bekanntheitsgrad des Bades in Deutschland bei, der sich zum Beispiel in umfangreichen lexikalischen Artikeln niederschlug. Die Presse berichtete über Wilhelms Ortswechsel, und in der in Ems verlegten Zeitung war nachzulesen, wen er zu Tische geladen und mit wem er eine Ausfahrt unternommen hatte. Er ließ sich auch gerne im Theater sehen, dessen Qualität – im Gegensatz zu der Zeit nach ihm – gerühmt wurde. Kurtaxe, Theater, Künstlerkonzerte und die Anstellung eines Kurkapellmeisters waren zur Angelegenheit der 1873 gegründeten Kurkommission, der eigentlichen Kurverwaltung, geworden, die einen weitgehend systematischen Veranstaltungskalender aufstellte: im Mai und September ein wöchentliches Sinfoniekonzert, in den anderen Monaten der Saison (Juni, Juli, August) fast jede Woche Reunion bzw. eine besondere Veranstaltung, wie eine Venezianische Nacht oder ein Blumenfest, gewöhnlich mit anschließendem Ball. Dazu kamen im allgemeinen drei- bis viermal pro Woche Theaterstücke – 1902, als täglich gespielt wurde, gelangte auch »Orpheus in der Unterwelt« zur Aufführung – und als gesellschaftlicher Höhepunkt die erstmals 1858 und seit 1875 (mit Ausnahme von 1878) jäh-

lich durchgeführte sogenannte „Kaiserregatta“, die anfänglich Zuschauermassen anzog.

Preußen gliederte die Administration des Bades unterhalb der Ebene des Kurkommissars um, und es sollte sich als wesentlicher Unterschied erweisen, daß Nassau eher **investiert** hatte, die neue Landesherrschaft aber vor allem **organisierte**. Der Einwand, Preußen habe ein sozusagen fertiges Bad vorgefunden, ist vollkommen berechtigt. Der Kursaal und das Neue Badehaus mußten noch nicht modernisiert werden, das Kurhaus erforderte im Grunde ständige Reparaturen, und an Infrastruktur fehlte nichts – bis auf das gewisse Etwas.

Sinnbild einer Kur war im 19. und 20. Jahrhundert das Wandeln mit dem Trinkglas, ein sorgsam gepflegtes Ritual, Ausdruck einer weihvollen Atmosphäre, fernab von den alltäglichen Geschehnissen. Voll und ganz zur Entfaltung gelangte das Wandeln erst in einer Trink- oder Wandelhalle an zentraler Stelle des Kurlebens, damit man gesehen wird und sieht, am besten in der Nähe des Ausschanks der Quellen, weil sich dort die Ernsthaftigkeit der Kur vorbildlich beweisen läßt. Danach suchte man in Ems vor 1874 vergeblich; diese selbst in wesentlich kleineren Kurorten als unverzichtbar erachtete Einrichtung fehlte. Mit der Wertschätzung der Badekur allein ist das nicht zu erklären, denn den nassauischen Behörden war diese Problematik bewußt gewesen, nicht nur weil Kurgäste diesen Mangel wiederholt beklagt hatten. Sie hatten sich auf Notlösungen beschränkt, die die Situation nicht grundlegend verbesserten, zum Beispiel die Vergrößerung des Kurhofs durch den Abriß eines Gebäudeteils 1836 oder die Entfernung der meisten der in der Brunnenhalle aufgestellten Verkaufsstände nach der Vollendung des Kursaals nebst der Anlage einer Kolonnade. Dorthin wurden die meisten der Boutiquen verlegt. Angesichts der steigenden Frequenz blieben Kurhof und Brunnenhalle dennoch zu beschränkt, um angenehme Verhältnisse zu bieten. Rollende Augen, heisere Aufschreie, geballte Fäuste, stampfende Füße, Publikumsreaktionen also wie bei der Uraufführung von Schillers »Räubern«, tumultartige Szenen gar, keineswegs Kultiviertheit, sondern ein Schubsen und Stoßen, das Schwache während der Haupttrinkzeit nicht zu den Brunnenmädchen durchkommen ließ, das war es, was den unbedarften Kurgast in der Brunnenhalle, von der dumpfen feuchtwarmen Luft gar nicht zu reden, erwartete. Diese Zustände dauerten bis 1891 an, als die erste Ausschankstelle der fiskalischen Trinkquellen außerhalb des Kurhauses installiert wurde. Immerhin, das Wandeln mit dem Trinkglas war seit 1874 in der Wandelhalle möglich, die vom Kursaal in den Kurpark führte. Ein Verdienst Preußens war dies allerdings nicht; errichtet wurde sie allein auf ausdrücklichen Wunsch Wilhelms I., und bald nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie abgetragen.

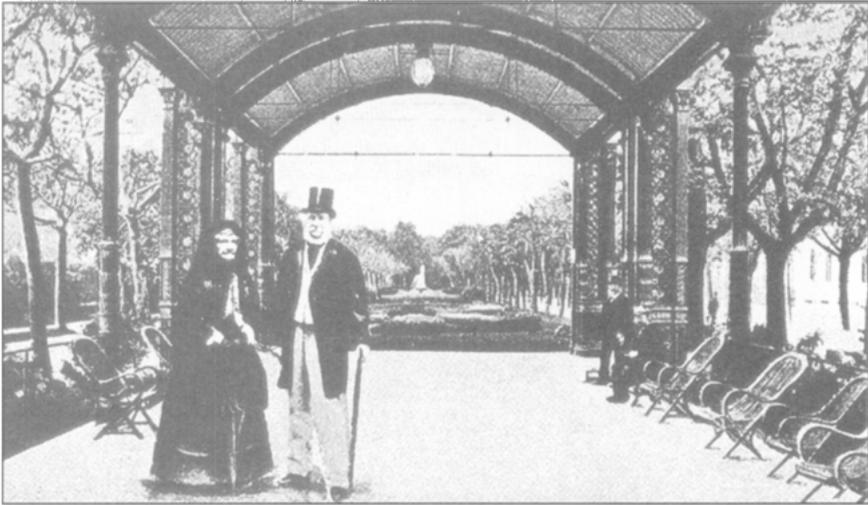


Abbildung 3: Kaiser Wilhelm I. und seine Schwester Alexandrine
1883 in der Wandelhalle (Stadtarchiv Bad Ems).

Die allmähliche Erholung der Konjunktur Ende der 1870er Jahre und die Wiederaufnahme des kaiserlichen Besuchs schlug sich in einer zwölfprozentigen Zunahme der Kurgastzahl von 1878 auf 1879 nieder. Dann allerdings wuchs sie bis 1897 nur mäßig, lediglich drei Jahre mit deutlich höherem Kurgastaufkommen ragten heraus, weil – wie erwähnt – Russen, und das heißt vor allem staatstragende Kreise, Ems mieden und andere Nationen, obwohl Frankreichs Beitrag nicht mehr ganz so bescheiden war wie in den 1870er Jahren, deren Ausfall nicht ausgleichen konnten. Da auch Engländer keine große Vorliebe mehr für Ems bekundeten, gelang es den Holländern gegen Ende der Kaiserzeit und in den folgenden Jahren, das größte ausländische Besucherkontingent zu stellen. So viele Ausländer wie noch 1876, der letzten Saison, in welcher ein Zar anwesend war, wurden vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr registriert. Eine drastische Verminderung ihrer Zahl ist zwar bis zum Ende der Kaiserjahre nicht zu erkennen, da aber die der Deutschen bis dahin wieder stieg – 1887, das letzte Kaiserjahr, übertraf sogar 1871 – bewegte sich der Anteil der Badegäste aus dem Ausland in den Jahren 1877 bis 1886 um 30 Prozent. Das Jahr 1887 leitete dann einen weiteren Rückgang ein.

In der Zeit der Gründerkrise verlor das Publikum an Internationalität, im Vergleich zu den verflossenen Jahrzehnten ist sogar die Aussage zulässig, daß Ems verdeutschte, obwohl es in der Relation noch immer stärker von

Ausländern besucht wurde als die meisten deutschen Bäder. Parallel dazu war eine Entaristokratisierung der Besucher zu konstatieren, ein Vorgang, der unter den deutschen Kurgästen schärfer hervortrat als unter den ausländischen. Der Prozeß der Entaristokratisierung kam erst gegen 1910 zu einem Stillstand, als nicht einmal mehr 4 Prozent der Kurvorstände, gerade noch 2 Prozent der Kurvorstände aus dem Deutschen Reich von Adel waren. Die Entwicklung verlief vehementer als die der „Verdeutschung“, die sich ebenfalls in der Nachkaiserzeit fortsetzte, aber abflachte. Überdies fehlten die wegen der Spielbank angereisten Besucher, die nicht lange nachdachten, wofür sie ihr Geld verbrauchten. Vor dem Hintergrund der sinkenden Umsätze beklagten die Kurgewerbetreibenden den schlechten Geschäftsgang im allgemeinen. Sparsamer waren die Kurgäste vor allem wegen der Rezession geworden, und vor Ort suchten sie wieder vermehrt Gesundheit – 1876 hatte der Kurkommissar resümiert, sie beschränkten ihre Ausgaben und 1877 trauerte er insgeheim der endgültig vergangenen mondänen Zeit nach, denn er äußerte, es seien nur Kranke gekommen. Reine Badekuren wurden nur noch selten durchgeführt. Die Trinkkur dominierte, und die Inhalationskur – vielfach wurden beide Formen kombiniert – befand sich im Aufwind, was sich in der Eröffnung weiterer Inhalatorien niederschlug.

In den 1880er Jahren präsentierte sich Ems dem oberflächlichen Betrachter voller Harmonie. Es war wieder ein ruhiges und beschauliches Heilbad, ohne daß dort auf Unterhaltung verzichtet werden mußte. Obwohl weiterhin einer der frequentiertesten Kurorte Deutschlands, schien die Zeit stillzustehen. Das Kurleben wurde auch vom Bergbau im Einzugsbereich des Dorfes und der Aufbereitungsanlage auf einer Lahninsel in Sichtweite des Bades kaum beeinträchtigt. Um ein Versiegen der Thermalquellen zu verhindern, hatte die Erzförderung in einem ergiebigen Stollen eingestellt werden müssen. Gegen Ende der Kaiserzeit kündigte sich eine Umschichtung des Berufsspektrums der männlichen Kurvorstände aus Deutschland an, hin zu einer höheren prozentualen Beteiligung von Fabrikanten sowie den bislang als Gästen kaum ins Gewicht gefallenem unteren Beamten und vor allem Lehrern; Personen mit stark beanspruchter Stimme wurde die Emser Kur besonders empfohlen. Von einem Wandel der beruflichen Gliederung der deutschen Männer zu sprechen, ist trotz des schwindenden Einflusses der Offiziere noch verfrüht, und von den Auswirkungen der Hochindustrialisierung ergriffen war sie trotz des Erstarkens des Fabrikantenanteils auch noch nicht.

Zeiterscheinungen und Geistesströmungen vermochte sich allerdings selbst ein Bad wie Ems nicht zu entziehen, und sei es, daß sie ihm übergestülpt wurden. Deutschland erlebte mit dem Kulturkampf neuerliche heftige

Spannungen zwischen Katholiken und Protestanten, die sich auch unter Teilen des Kurpublikums abspielten, wobei sich die Badebehörden neutral verhielten. Vereinzelte politische Manifestationen seitens der Badegäste waren hin und wieder schon vorgekommen, nahmen aber in den späten 1870er Jahren eine neue Qualität an. Es wird schwerlich ein Zufall gewesen sein, daß 1878, als der Kaiser infolge der Attentate an der Kur verhindert war, erstmals von der nationalen Demonstration berichtet wird, die für den 13. Juli, den Tag der folgenreichen Begegnung von 1870, so typisch werden sollte. Deutsche Kurgäste sahen es als eine Verpflichtung an, die von Wilhelm I. so geliebten Kornblumen zu tragen oder an ihre Kleidung zu heften. Einige legten auch Blumengebinde an einer Gedenkplatte, die zur Erinnerung an jenes Datum gestiftet worden war, und an dem 1892 auf Betreiben der Einwohner errichteten Kaiserdenkmal nieder. Die Kurverwaltung hatte diesen Kult nicht angeregt, sie blieb dezent im Hintergrund und gestattete lediglich dem Kurorchester, während des morgendlichen Konzerts einige dem Tag entsprechende Stücke aufzuführen, weil das Publikum danach verlangte. Der 13. Juli war ein Gedenktag deutscher Kurgäste, an dem sie ihren (früheren) Kaiser wegen seiner – wie sie meinten – Verdienste um die Reichsgründung ehrten, im allgemeinen frei von übersteigertem Nationalismus. Diese im ausgehenden 19. Jahrhundert in Europa virulente Bewegung stellte die Kurverwaltung vor allem nach dem Tod Wilhelms I. vor eine schwierige Entscheidung. Am 2. September 1870 war Frankreichs Kaiser Napoleon III. bei Sedan gefangengenommen worden, worauf jener Tag als inoffizieller Nationalfeiertag des Deutschen Reiches begangen wurde. Die Kurverwaltung mußte den Erwartungen der deutschen Besucher gerade in Ems gerecht werden, ohne die ausländischen zu brüskieren, worin sie sich lange mit dem größten Teil der Einwohner einig war. Der Sedantag wurde zunächst unauffällig begangen, Kurgäste schmückten die Gedenkplatte mit Blumen und Kränzen, die Kurmusik paßte ihr Repertoire dem Tag an. 1890 hatten einige Kurgäste noch das Fehlen eines offiziellen Aufrufs zur Sedanfeier und die nur geringe Bereitschaft der Einwohner zum Flaggenhissen kritisiert. Mit dem Anwachsen der Spannungen unter den europäischen Mächten schließlich wurde der Sedantag für die nationalen Gefühle der deutschen Badegäste bedeutsamer als der 13. Juli. In den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs wuchs deren Unmut über die ihrer Ansicht nach unwürdige Gestaltung des Sedantages erheblich an, insbesondere das labile deutsch-französische Verhältnis war für den Wandel von einer nationalen Ausrichtung zu einer nationalistischen verantwortlich, und zur Besänftigung der Gemüter ertönten schon 1911 während des abendlichen Kurkonzerts ausschließlich einschlägige Melodien, zur Einstimmung sogar kriegerische.

Nachwehen

Das Ableben Wilhelms I. löste ein neuerliches Sinken der Zimmerpreise aus, Logis war so preiswert wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Gewiß, allzu große Ansprüche durfte man an billige Unterkunft, selbstredend auch an Verpflegung, nicht stellen, doch gerade die führenden und traditionsreichen Häuser sahen sich zu Preisreduzierungen gezwungen, ehe sich diese Tendenz in den Jahren nach 1900 wieder umkehrte. Auch nach dem Tod Wilhelms I., vor Beginn der Saison 1888, vertrauten Kurverwaltung und Einwohner auf einen dauerhaften Glanz der kaiserlichen Besuche. Ganz mußten diese Hoffnungen nicht aufgegeben werden, Ems zehrte noch nach dem Ersten Weltkrieg davon. Das Ende dieser Epoche erwies sich als herberer Verlust als die Schließung der Spielbank. Solange Wilhelm I. lebte, mochte niemand Vorschläge für eine Modernisierung der staatlichen Kureinrichtungen unterbreiten, hing der Kaiser doch so unerbittlich am Althergebrachten. Jetzt, als Ems von einem der teuersten zu einem preiswerten Bad geworden war, das Wehgeschrei ob der, wie man sich auszudrücken pflegte, sinkenden Qualität der Kurgesellschaft nicht verstummen wollte, wurden durchaus Verbesserungsvorschläge zur Behebung der strukturellen Krise des örtlichen Badelebens unterbreitet. Maßnahmen, die Ems zu neuem Ruhm hätten verhelfen können, blieben jedoch ein Wunschdenken, weil sie entweder punktuell waren oder schon als Gedanke von Interessengegensätzen der Einwohner zerrieben wurden. Der um 1898 erwogene Neubau eines Kurmittelhauses wurde nicht realisiert, weil der Staat keinen Bedarf dafür sah. Zurückschauend war er aber gut beraten, das Kurhaus nicht abzureißen – auch diese Radikallösung wurde befürwortet –, sondern seine Umgestaltung abzuwarten.

Ein Element des Fortschritts aber konnte Ems vorweisen: die 1887 in Betrieb genommene Malbergbahn, die erste Drahtseil-Zahnstangenbahn Deutschlands. Sie erleichterte die Erreichbarkeit des Malbergs, ein beliebtes Ausflugsziel ca. 300 m über dem Talboden und vorübergehend als Luftkurort angepriesen, ungemein. Vor circa 20 Jahren stillgelegt, war sie damals eine technische Attraktion. Leidtragende dieses Zeichens der Zeit waren die Kutscher und die Eseltreiber, da viele Kurgäste und andere Besucher den zeitraubenden und streckenweise recht steilen Aufstieg zu Fuß scheuten oder nicht bewältigen konnten und sich deswegen auf einem Esel oder in einer Pferde- bzw. Eselkutsche hinaufbefördern ließen. Esel als Fortbewegungsmittel waren eine Besonderheit mehrerer mittelrheinischer Bade- und Erholungsorte, und in Ems, wo sie spätestens 1816 für Touren bereitgehalten wurden, ging die Zahl der Kutscher und Eseltreiber, die dieses Gewerbe in aller Regel nebenberuflich betrieben, signifikant zurück. Die Einbindung

des Ortes in das Eisenbahnnetz hatte ihnen nicht geschadet, weil die in der frühen nassauischen Zeit begonnene Anlage von Spazier- und Fahrwegen auch jetzt, im späten 19. Jahrhundert, noch nicht abgeschlossen war. Das Personentransportgewerbe vermochte daraus und aus der wieder steigenden Kurgastzahl allerdings keinen Vorteil mehr zu ziehen, denn das Publikum zeichnete sich durch einen weiter zunehmenden Hang zur Sparsamkeit aus.

Mehr Kurgäste denn je sahen sich zum Sparen gezwungen, waren doch in ihren Reihen nicht wenige, für die sonst eine Kur unerschwinglich gewesen wäre. Einige nahmen sogar eine Verschuldung in Kauf, um ihre Krankheit besiegen zu können. Nach Ems begab man sich der Gesundheit und auch der Erholung zuliebe.

Das Bad war während des Berichtszeitraums nie ein Reservat bestimmter Klassen, seine Gäste waren in sozialer Hinsicht nie homogen – am ehesten noch in den mondänen Jahren zwischen 1850 und 1870. Auch Anfang des 20. Jahrhunderts stellten die Kurgäste kein Abbild der Gesellschaft dar, doch hinterließ der Übergang vom Agrar- zum Industriestaat deutliche Spuren in der beruflichen Zusammensetzung der männlichen Kurvorstände aus Deutschland. So ist zum Beispiel das Eindringen von Arbeitern in das Kurpublikum ebenso zu beobachten – 1910 verkörperten sie ein Prozent, 1914 dann 3 Prozent der relevanten Gruppe – wie ein höherer Anteil von industriellen Angestellten, auch leitenden Beamten oder Unterbeamten von Bahn und Post. Andererseits schoben sich Privatiers in manchen Jahren vor Beamte und Fabrikanten besetzten vorübergehend den vierten Platz innerhalb des Berufsspektrums, ehe sich in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg der Abstand zwischen ihnen und Angestellten erheblich verringerte. Offiziere hingegen wurden zu Randerscheinungen, 1910 erreichten sie einen Anteil von nur noch 1 Prozent, das Bad verhiß ihnen kein Prestige mehr. Ems wurde mit einem Wandel konfrontiert, der als ein Überhandnehmen niederer Gesellschaftskreise interpretiert und mehr noch gefürchtet wurde. Doch hatten Arbeiter oder Telegrafengehilfen die Mittel zu einer Kur? Sie hatten sie bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen nicht, genausowenig wie ein erheblicher Teil der Lehrer, die 1910 mit 6 Prozent ein ansehnliches Kontingent der Kurgäste stellten und zunächst die Gruppe der Geistlichen und dann auch die der Fabrikanten überholten.

Mittellose Kranke fanden vermutlich schon seit der Reformationszeit in einer Wohltätigkeitseinrichtung Unterkunft, Verpflegung, ärztliche Behandlung und die Möglichkeit zum Kurgebrauch. Das Armenbad wurde 1822, als es einen Neubau neben dem Kurhaus bezog, in Hospitalbad umbenannt. Einige Jahre zuvor war Interessenten, die um Aufnahme nachsuchten, der Nachweis eines ärztlichen Attestes über die Notwendigkeit einer Emser Kur sowie der Bedürftigkeit auferlegt worden. Seit 1858 mußte für die erwähn-

ten Leistungen ein Eigenanteil erbracht werden, und als 1901 das Gebäude des Bades niedergelegt wurde, um einem Erweiterungsbau des Kurhauses Platz zu machen, wurden im neuen Domizil gegen einen Aufpreis auch Einzelzimmer abgegeben. Das Hospitalbad mußte seinen Standort wechseln und zog auf die gegenüberliegende Lahnseite in ein staatliches Anwesen um, das ein Privatier aus Barmen 1841 hatte errichten lassen, als Investitionen in Ems so verlockend waren. Sein Konkurs war nebenbei nicht der einzige im Emser Kurgewerbe, dessen Kapitaldecke an der Wende zum 20. Jahrhundert dünn gewesen sein soll. Jenes Hotel wurde nach dem Erwerb durch die Domänenverwaltung seit der zweiten Hälfte der 1850er Jahre als Dependance des Kurhauses betrieben und schließlich gegen das Gebäude des Hospitalbads getauscht. Den Badebehörden war sehr daran gelegen, daß diese Anstalt den unmittelbaren Bereich des Kurhauses verließ, weil sie einen weiteren Ansehensverlust von Ems befürchteten.

Um 1900 galten die staatlichen Kureinrichtungen von Ems mit Ausnahme der Inhalatorien als veraltet. Fast alle größeren Bäder ließen neue Kur- oder Badehäuser bzw. Kursäle erbauen, um dem ästhetischen Zeitgeschmack zu entsprechen und die neuesten technischen Möglichkeiten zu nutzen. In Ems dagegen fanden Theatervorstellungen inzwischen im Saal eines Hotels statt. Das Kurhaus wurde gerade von hochgestellten Persönlichkeiten als Quartier gemieden, nicht zuletzt weil die Ausstattung als unzureichend und unzeitgemäß empfunden wurde. Erst 1901 – später als in anderen Hotels – wurde die elektrische Beleuchtung der Gästezimmer eingeführt, und vor 1902 gab es keinen Telefonanschluß. Mit dem Jahr 1903 wurde sein Beherbergungsgeschäft verpachtet, ein Zeichen des Niedergangs – aber nicht allerorten, wurden doch an anderen Stellen noch Neubauten für Kurzwecke erstellt. Bedrängt wurde Ems, wie andere „klassische Kurorte“ auch von der Konkurrenz der Seebäder, Sommerfrischen, Luftkurorte sowie den sich schnell vermehrenden Heilanstalten der Avantgarde. Doch auch abgesehen von diesem Faktor verwundert es nicht, daß mehrere Mineralquellenorte Ems mit ihrem Kurgastaufkommen überflügeln konnten. In Ems sah man sich trotz der seit 1898 im allgemeinen über 10000, wiederholt über 11000 Badegästen liegenden Frequenz überdies von der schon erwähnten sozialen Umschichtung des Publikums bedroht. Wie sollte man diesen Angriff abwehren?

Die Entwicklung zu einem eher kleinbürgerlichen Bad mit dem Hautgout der Industriegesellschaft war fast allen Emser Kurgewerbetreibenden ein Menetekel. Sie sahen mittelfristig ihren Ruin bevorstehen und forderten, diesem Prozeß Einhalt zu gebieten. 1908/09 erwarteten sie, aber auch wohlhabende Kurgäste, Hilfe vom Badekommissar, doch dieser, der mittellose Juden vorwiegend aus dem Russischen Reich für verschiedene Miß-

stände verantwortlich machte und am liebsten vertrieben hätte, enttäuschte sie, weil er akzeptierte, daß das industrielle Zeitalter neue Gruppen deutscher Badereisender hervorgebracht hatte. Und gerade diese waren ihm die angenehmsten Besucher, verfielen sie doch nicht auf die Idee, sich über einen tatsächlichen oder vermeintlichen Mißstand zu beschweren. So leicht wie in den Jahrzehnten zuvor war in Ems nach dem Tod Wilhelms I. Reichtum nicht mehr zu erwerben. Die Kurgäste achteten nicht nur stärker auf die Preise, sondern sie verkürzten auch ihre Aufenthaltsdauer, und es kamen noch mehr ohne Begleitung Verwandter bzw. Diener, nachdem die Wirtschaftskrisen der 1840er und 1870er Jahre diesbezüglich frühere Rückgänge verursacht hatten. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, daß auf die Kurvorstände aus dem Ausland seit spätestens 1830 mehr Mitreisende entfielen als auf die aus Deutschland.

An dem Prozeß der fortschreitenden Individualisierung des Kurpublikums und der Kur hatten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nicht zuletzt die Sozialgäste erheblichen Anteil, denn sie reisten gemeinhin allein. Wer waren die Sozialgäste jener Zeit? Darunter verstehe ich diejenigen Kurgäste, deren Kur einschließlich Unterkunft, zum Teil auch Verköstigung, ganz oder teilweise von einem Träger der Sozialversicherung, der Heeresverwaltung, dem Roten Kreuz, einer Stiftung oder einem gemeinnützigen Verein übernommen wurde, aber nicht diejenigen, denen lediglich die Kurmittel zu ermäßigtem Preis oder gänzlich kostenfrei zugestanden wurden. Die Gewährung freier Kurmittel, d.h. Bäder, Nutzung der Trinkquellen und Inhalation in staatlichen Kureinrichtungen, an Minderbemittelte, die nicht im Hospitalbad wohnten, hatte noch in den letzten nassauischen Jahren ihren Anfang genommen – Ärzten und deren Angehörigen wurden diese Vergünstigungen seit Mitte der 1840er Jahre gewährt – und wuchs mit dem Übergang an Preußen rasch an. Schon damals wurde nicht jedem Gesuch stattgegeben, obwohl jetzt eine Bedürftigkeitsbescheinigung sowie ein ärztliches Attest verlangt wurden. Wegen nicht festgelegter Einkommensgrenzen und der Ermessensfreiheit der mit der Prüfung beauftragten Beamten der Bezirksregierung Wiesbaden wurden gelegentlich auch Petenten mit jährlichen Einkünften von einigen tausend Mark positiv beschieden. Daraus wird ersichtlich, daß einige der Antragsteller bürgerlichen Kreisen angehörten, Gymnasiallehrer oder Geistliche etwa. Vorwiegend aber handelte es bei den individuellen Petenten um Volksschullehrer und niedere Beamte, Angehörige gewerblicher Berufe waren nur schwach vertreten. Dies beruht darauf, daß sich Arme an das Hospitalbad wandten und zur Kur geschickte Mitglieder von Versicherungsträgern seit 1905, aber auch Soldaten im Mannschaftsrang, sich nicht persönlich um die Bewilligung freier Kurmittel bemühen mußten.

Bereits in den 1890er Jahren bereitete die Zunahme der Gesuche um freie bzw. ermäßigte Kurmittel den Badebehörden nicht geringes Unbehagen, weil dieses Entgegenkommen ihren Etat belastete. Sie sann auf Abhilfe und verweigerten mehrere Anträge mit der Begründung, das Einkommen lasse selbst unter Berücksichtigung der familiären Umstände keine Notlage erkennen. 1905 erließ Preußen für seine Staatsbäder gleichlautende Bestimmungen, welche die Einhaltung bestimmter Einkommensgrenzen forderten, und zwar 1500 bzw. 2400 Mark um freie bzw. ermäßigte Kurmittel zu beanspruchen. Die steigende Nachfrage nach voller oder teilweiser Kurmittelfreiheit sowie der Ausbau der Sozialversicherung forcierten die von Kurverwaltung und Kurgewerbe beargwöhnte Entwicklung von Ems zu einem Bad, das die Industriegesellschaft zwar nicht erobert, doch relativ stark durchdrungen hatte. 1910 waren nicht weniger als 10 Prozent der deutschen Kurvorstände Sozialgäste, auch zahlreiche andere Kurgäste dürften zu dieser Kategorie zu rechnen sein. Ihre regionale Gewichtung war sehr unterschiedlich, was nicht zuletzt auf Vertragshäusern einzelner Versicherungsträger basiert. Der Bochumer Knappschaftsverein zum Beispiel belegte Zimmer eines Gasthauses für bescheidene Ansprüche im Übergangsbereich von Bad und Dorf, die Landesversicherungsanstalten Hessen und Nassau wiesen Kranke in das Diakonissenkrankenhaus im Dorf ein.

Nicht übersehen werden soll aber, daß Sozialgäste und andere Begünstigte dem einen oder anderen Quartierwirt durchaus Vorteile verschafften, weil die Besitzer von Vertragshäusern mit einer kontinuierlichen Belegung kalkulieren konnten. Verstärkt hatte sich im Gegenzug die soziale Segregation der Kurgäste, die schicht- bzw. berufsspezifische Bevorzugung bestimmter Häuser und Straßen einhergehend mit der Absicht elitärer Gruppierungen, dem sogenannten minderwertigen Publikum tunlichst auszuweichen. Bis zu einem gewissen Grad erhielten sie hierbei Unterstützung von der Kurverwaltung. Mit der Festlegung der Einkommensgrenzen war 1905 verfügt worden, daß die Gewährung freier Kurmittel grundsätzlich die Befreiung von der Zahlung der Kurtaxe einschließe. Diese Begünstigten, Soldaten nicht ausgenommen, hatten schon seit 1892 Tageskarten lösen müssen, um den Kursaal und während des Nachmittags- sowie Abendkonzerts den Kurgarten betreten zu dürfen, jetzt war er auch zur Morgenmusik nicht mehr frei zugänglich. Auf diese Weise sollte der überfüllte Kurgarten von Angehörigen der Unterschicht freigehalten werden.

Vor allem war es die neue Klientel der Sozialgäste, welche die Emser so sehr beunruhigte. Welche Ängste damals verbreitet waren, kommt noch in der Rückschau eines betagten Arztes vom Herbst 1945 zum Ausdruck, der sowohl die Untätigkeit der zuständigen Behörden als auch die Selbstgefälligkeit der Einwohner dafür verantwortlich machte, daß Ems vor dem Er-

sten Weltkrieg als das Armenbad Deutschlands gegolten habe. Eine solche Sichtweise war jedoch übertrieben, denn zu den Kurgästen zählten weiterhin gar nicht so wenige Menschen, die nicht den neuen Typus vertraten. Rar gemacht jedoch hatte sich, und das bedrängte führende Hoteliers und Geschäftsleute, der Hochadel, insbesondere der aus Deutschland. Ihm war das volkstümliche Ems zu trivial, und der einzige Monarch, der sich vor dem Ersten Weltkrieg noch alljährlich hierher bemühte, war Herzog Friedrich II. von Anhalt.

1893 bis 1914 stellten Kurgäste aus dem Russischen Reich erneut die größte Gruppe der Besucher aus dem Ausland, seit 1905 sind nicht nur unter den jüdischen auch Schutzsuche und Zukunftsangst vor der innenpolitischen Entwicklung Rußlands als Anlaß ihrer Reise in Erwägung zu ziehen. Der Ausländeranteil fiel in der Nachkaiserzeit auf etwa 25 Prozent zurück und war damit niedriger als 1830. Bis 1910 sollte sich die regionale Zusammensetzung des deutschen Kurpublikums erneut verändern. Neben dem Rheinland war Westfalen, das seine absolute Zahl an Kurvorständen seit 1890 mehr als verdoppelt hatte, zur wichtigsten Herkunftsregion aufgestiegen, was auch auf die Sozialgäste zurückzuführen ist. Zusammen mit den hessischen Gebieten, die Berlin wieder überrundeten, der Pfalz und Elsaß-Lothringen bildeten diese Provinzen eine Einheit, die mit 54 Prozent über die Hälfte der deutschen Besucher entsandte. Ems hatte sich zu einem westdeutschen Bad gewandelt und wieder zu einem vorgegebenen Einzugsbereich zurückgefunden, der weniger von naturräumlichen Voraussetzungen als von den wirtschaftlichen und sozialen Strukturen des zu einem führenden Industriestaat gewordenen Deutschen Reiches bestimmt wurde. So war das Rheinland eine Provinz mit überdurchschnittlicher Wirtschaftskraft und Verstädterung, und fast alle seine Kurgäste kamen aus den prosperierenden und urbanisierten Gegenden. Wie die Kurverwaltung zusammen mit den Ärzten den Ruf von Ems als Heilbad mehr denn je hervorhob, Genesung und Erholung verhieß, so wenig war die verstädterte Kurgesellschaft mit dem herkömmlichen Unterhaltungsangebot noch zufriedenzustellen, und prominente Künstler gastierten woanders. Rheinisch-westfälische Unternehmer monierten 1909, ihre Frauen nicht mitnehmen zu können, denn diese langweilten sich wegen der im Vergleich mit anderen Bädern dürftigen Zerstreung. 1890 war ein Tennisplatz angelegt worden, um zusätzliche englische Gäste zu gewinnen, was aber nicht gelang. Spätestens als 1910/12 die Kurverwaltung Spielabende, ein Kur- und Verkehrsverein Ausflüge organisierte, war nicht mehr zu verkennen, daß Ems Züge eines modernen Ferienortes angenommen hatte und die Vereinzelung die Kurgesellschaft ergriffen hatte.

1902 entledigte sich der Fiskus des größten innerörtlichen Konkurrenten, indem er dessen Badehaus erwarb, und als er 1908 auch das kleinere private aufkaufte, waren alle Mineralquellen und Kureinrichtungen mit Ausnahme einiger Inhalatorien, die notwendig waren, um die Nachfrage zu befriedigen, wieder in seiner Hand. Rentabel betreiben konnte er die Badekabinette, deren Zahl seit geraumer Zeit schon reduziert worden war, nicht mehr, und so wurden 1913 einige verpachtet.



Abbildung 4: Kurgäste im Kurhof, ca. 1908 (Stadtarchiv Bad Ems).

Lange, zu lange hatte auch der Staat Preußen mit Ems vor allem zurückliegende Zeiten in Verbindung gebracht und damit der Einschätzung des altmodischen Bades Auftrieb gegeben. Nach der Modernisierung und Vergrößerung des Neuen Badehauses wurde im Winterhalbjahr 1912/13 das Kurhaus umgestaltet und renoviert. Im Grunde war es ein Neubau, denn fast alle Trakte wurden abgerissen und neu errichtet und die Fassade vereinheitlicht. In der nächsten Winterpause, 1913/14, wurde der Kursaal generalüberholt und ein zweites Mal erweitert, womit Ems ein hervorragend ausgestattetes Theater erhielt. Die Frage, ob damit der Umschwung, den Kurverwaltung und Einwohner ersehnten, hätte bewirkt werden können, erübrigt

sich, sogar die 1913 erfolgte Verleihung des Prädikats „Bad“ war nur mehr ein Schlußstrich, da der Erste Weltkrieg die trotz aller Wechselfälle bedeutendste Zeit des Kurortes Ems abrupt beendete.

Quellen- und Literaturhinweise

- BACH, A.: Die Emser Spielbank. Nach den Akten des Staatsarchivs zu Wiesbaden. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 18, 1925, S. 26-61.
- BAEDECKER, K. (Bearb.): Rheinreise von Basel bis Düsseldorf mit Ausflügen in das Elsaß und die Rheinpfalz, das Murg- und Neckarthal, an die Bergstraße, in den Odenwald und Taunus, in das Nahe-, Lahn-, Ahr-, Roer-, Wupper- und Ruhrthal und nach Aachen. 6. verb. u. verm. Aufl. der Klein'schen Rheinreise. 3. Aufl. des unveränd. Nachdrucks der Ausg. Koblenz 1849 (Die bibliophilen Taschenbücher 29). Dortmund 1983.
- BILLAUELLE, K.: Russische Gäste im Bade Ems. In: Nassauische Annalen 95, 1984, S. 281-291.
- BOETTGER, C. H.: Die bauliche und betriebstechnische Entwicklung der staatlichen Bäder und Mineralbrunnen. In: Zeitschrift für Bauwesen 70, 1920, Sp. 385-410.
- BRAUN, J.: Systematisches Lehrbuch der Balneotherapie. 2., umgearb. Aufl. Vermehrt um die Abhandlung des Dr. Rohden in Lippspringe: Balneotherapie und Klimatotherapie der Lungenschwindsucht. Berlin 1869.
- DOMARUS, M.: Bad Ems zur herzoglich-nassauischen Zeit. In: Nassauische Heimat 5, 1925, S. 65-71.
- DOSTOJEWSKI, F.: Die Briefe an Anna. Königstein/Ts. 1986.
- HARDER, H.-B.: Aleksandr Turgenjevs »Deutsche Reise«. In: KAISER, F. / STASIEWSKI, B. (Hrsg.): Reiseberichte von Deutschen über Russland und von Russen über Deutsche (Studien zum Deutschtum im Osten 15). Köln, Wien 1980, S. 75-94.
- Liste des Seigneurs et dames venus aux bains d'Embs pendant la Saison de M.DCC.LXXXVIII. o. O.
- MÜLLER VON KÖNIGSWINTER, W.: Ein Fahrt durch's Lahnthal. Wiesbaden [1865].
- NOLD, A.: Das Kursaalgebäude zu Bad Ems und sein Erbauer Johann Gottfried Gutensohn. In: Nassauische Annalen 91, 1980, S. 208-225.
- REUTER, C.: Bad Ems und seine Heilmittel. 3. Aufl. Bad Ems 1910.
- ROTH, H.: Jacques Offenbach und Bad Ems. In: Nassauische Heimatblätter 50, 1960, S. 57-79.

- SARHOLZ, H.-J.: Geschichte der Stadt Bad Ems. Bad Ems 1994.
- SCHREIBER, A.: Taschenbuch für Reisende am Rhein von Mainz bis Düsseldorf. Heidelberg 1821.
- SOMMER, H.: Zur Kur nach Ems. Ein Beitrag zur Geschichte der Badereise von 1830 bis 1914 (Geschichtliche Landeskunde 48). Stuttgart 1999.
- THILENIUS, H. C.: Ems und seine Heilquellen. Für Bade- und Brunnengäste beschrieben und mit einer Anleitung zu ihrem zweckmäßigen Gebrauche versehen. Wiesbaden 1816.
- WETZLER, J. E.: Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder. 2 Th. Neue verm. Ausg. Mainz 1822.

Verzeichnis der Autoren:

Dr. Klaus Peter Goethert

Geboren 1946 in Berlin, Studium der Klassischen Archäologie, Alten Geschichte, Gräzistik und der Kunstgeschichte in Berlin und Bonn. Akademischer Oberrat am Institut für Klassische Archäologie an der Universität Trier, Kustos der Original- und Abgußsammlung der Universität. Schwerpunkt in Forschung und Lehre: Beschäftigung mit römischer Architektur, Dozentur an der Fachhochschule Trier im Studiengang Architektur im Studiengang Architektur/Baudenkmalpflege.

Dr. habil. Birgit Studt

Geboren 1960, Studium der Geschichte und Germanistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Promotion 1990. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sonderforschungsbereich 231 („Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter“) der Universität Münster. Habilitation 2000 an der Universität Münster: „Papst Martin V. (1417-1431) und die Kirchenreform in Deutschland“. 2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster (DFG-Projekt „Männlichkeit in der Stadt“). 2001 Gastprofessur in Wien, Institut für Geschichte.

Dr. Martina Bleymehl-Eiler

Geboren 1955 in Saarbrücken. Studium der Geschichte, Romanistik und Buchwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. 1999 Promotion an der Universität Mainz. Seit 1993 Projektmitarbeiterin am Institut für Geschichtliche Landeskunde. Publikationen zur Landesgeschichte und Stadtgeschichte Wiesbadens. Geschäftsführerin des Kur- und Apothekenmuseums Bad Schwalbach.

Prof. Dr. Chistoph-Hellmut Mahling

Geboren 1932, Promotion 1962, Habilitation 1972 in Saarbrücken. Von 1981 bis 2000 Leitung des Musikwissenschaftlichen Instituts der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Mozart, zur musikwissenschaftlichen Sozialgeschichte und Musikgeschichte des 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Mittelrheinische Musikgeschichte.

Dr. Hermann Sommer

Geboren 1954 in Steinheim am Main. Bis 1980 Magister-Studium der Geschichte, Romanischen Philologie und Kulturanthropologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt und in Perugia/Italien. Ab 1984 Studium der Geschichte, Volkskunde und Buchwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. 1997 Promotion („Zur Kur nach Ems. Ein Beitrag zur Geschichte der Badereise von 1830 bis 1914“).



Franz Steiner Verlag Stuttgart